Wilfred Montressor

oder

die Sieben.

Ein Roman

aus dem New-Yorker Leben.

Von

dem Verf. von „Abel Parsons, oder Bruderrache", „Florence de Lacey", u. s. w.

Dritter Band.

Leipzig, 1853.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Drittes Kapitel.

Die Unterhandlung. — Die Ausgleichung.

In der frühen Morgendämmerung veränderte der Wind seine Richtung und begann aus Südwesten statt aus Nordosten zu wehen. Die kalten, grauen Dünste zogen sich allmälig nach den Regionen des Eises und Schnees zurück und die Morgensonne ging wolkenlos über den Kirchen und Magazinen der Inselstadt auf.

Der Charakter Sylvanus Westervelt's bot dem Einflusse der Nachtruhe und der milden Wärme des Wetters Trotz. Er öffnete zu einer frühen Stunde die Thür seines Schenkzimmers. Die Dünste des Gin und Tabak hingen immer noch den Stühlen und Tischen an und verbreiteten einen Gifthauch in der Atmosphäre des Zimmers. Trümmer von zerbrochenen Gläsern und Flaschen bedeckten mit Papierfetzen und den Enden halb ausgerauchter Cigarren vermischt, den sandbestreuten Boden. Ueberdies sah man große farbige Stellen,

welche den Flecken glichen, die verdunstende Flüssigkeiten hervorbringen. Als die Strahlen der Sonne schief durch die offenen Thüren und Fenster fielen, bot das Schenkzimmer einen keineswegs heitern oder anziehenden Anblick dar.

Sylvanus Westervelt hob die Glasstücken auf und warf sie in einen Korb. Nachdem er dies gethan hatte, setzte er sich mit dem Korbe vor sich neben den Schenktisch und betrachtete den Inhalt mit einer Art von Träumerei, aber mit einem zornigen, rachsüchtigen Ausdrucke des Gesichts.

Das Resultat seiner Ueberlegungen bestand darin, daß er sich unmittelbar nach dem Frühstücke nach dem Polizeiamte begab und eine Criminalklage gegen Jack Highflyer einreichte. Er beschwör die Umstände und Thatsachen der in seinem Hause begangenen Gewaltthätigkeit, und Richter Hopson fertigte einen Verhaftsbefehl gegen Jack Highflyer aus und übergab denselben einem Polizeibeamten zur Ausführung.

Dieses Verfahren wurde dem Anführer der Bowery-Jungen von einem Mitgliede der Schaar mitgetheilt, welches den Auftrag erhalten hatte, das Benehmen Sylvanus Westervelt's zu beobachten. Im Laufe des Morgens schlenderten Tim Hartmann und Luke Fordham gemächlich in das Schenkzimmer in Mott-Street. Der Wirth erkannte seine Besucher sofort als einen Theil der Schaar, welche Jack Highflyer am Abend vorher begleitet hatte. Er verbarg seine

Gefühle und trat hinter den Schenktisch, wo er ruhig mit auf die Tischplatte gestützten Händen stehen blieb.

Tim Hartmann begann das Gespräch indem er gerade heraus bemerkte:

„Ihr seid also entschlossen, Westervelt, mit unsern Jungen einen Streit anzufangen."

„Ich fange keinen Streit mit irgend einem Menschen an," erwiederte der Wirth halsstarrig.

„O nein, natürlich nicht," fiel Luke Fordham ein. „Ihr seid eben so friedfertig wie Toby Carbell's schwarzer Ziegenbock, der sich weigerte, einem Elephanten den Hirnschädel einzustoßen."

„Laßt Euern Unsinn ruhen, Luke," sagte Tim Hartmann, worauf er sich zu dem Wirthe wendete und sarkastisch hinzufügte: „Aber offen gesagt, Westervelt, wollt Ihr Streit anfangen?"

„Ich sage Euch, Nein."

„Vielleicht denkt Ihr, daß mir der Umstand unbekannt sei, daß Ihr einen Verhaftsbefehl gegen Jack Highflyer genommen habt."

„Ist er schon gefangen?" rief Sylvanus Westervelt mit von einem freudigen Ausdrucke erglänzendem Gesichte.

„Jack Highflyer ist schwer zu fangen," sagte Luke Fordham indem er seine Beinkleider in die Höhe zog. „Wenn Ihr Eure Hand auf ihn deckt, so ist er schon nicht mehr da."

„Und wenn Ihr ihn fangt," sagte der Fleischer

mit einem drohenden Blicke, so werdet Ihr am besten thun, Euch vor seinem Stachel in Acht zu nehmen."

„Aber wenn ihn der alte Hays fängt, wie dann?"

„Ihr gesteht also die Anklage ein?" fragte Tim Hartmann.

„Was geht das Euch an?" sagte der Schenkwirth zornig.

„Sehr viel, wie Ihr vielleicht entdecken werdet."

„Ihr und Luke Fordham und ein halbes Dutzend Andere, die ich nennen kann, solltet mir dafür dankbar sein, daß ich Euch und sie geschont habe. Ihr Alle wäret als Mitschuldige der Strafe ausgesetzt."

„Wir sind Euch dafür dankbar, Sylvanus," sagte der Fleischer ruhig, „und Ihr sollt es erfahren."

„Ich verstehe Eure Drohungen, Tim Hartmann, und biete Euch Trotz. Kommt wenn Ihr wollt, ich werde bereit sei, Euch zu empfangen."

„Das vermuthe ich."

„Ihr werdet mit Euern Drohungen mich nicht schrecken, Tim," sagte Sylvanus Westervelt seine Behauptung mit einem furchtbaren Schwure unterstützend. „Jack Highflyer und die Bande von Vagabonden, die ihm folgte, sind der Schrecken dieses Stadtviertels. Aller paar Nächte wird die Nachbarschaft durch einen Spektakel aufgestört, und jetzt sollen wahrhaftig noch Steuern ohne Gesetz und Gerechtigkeit aufgelegt werden."

„Gerechtigkeit, sagt Ihr?"

„Ich werde mich nicht darein fügen," fuhr der Schenkwirth fort; „ich habe keinen Haß gegen Euch oder gegen Einen von Eurer Bande, aber ich werde mich nicht darein fügen; ich bin entschlossen, ausfindig zu machen, wer stärker ist, ob das Gesetz oder Jack Highflyer und seine Renommisten."

„Ihr redet muthig, Sylvanus," sagte der Fleischer, indem er ein Primchen Tabak nahm, „und doch werdet Ihr zuletzt vielleicht am Schlechtesten dabei wegkommen."

„Wenn Ihr mich angreift, so werde ich mich vertheidigen," antwortete Westervelt, und er öffnete einen Kasten hinter dem Schenktische und zeigte ihnen ein paar große Reiterpistolen.

„Hahaha, Luke, er zeigt seine Pistolen!"

„Ein bellender Hund beißt nie, Tim."

„Nehmt Euch das selbst an, Ihr Beide. Weshalb seid Ihr diesen Morgen hierher gekommen, als um mich anzubellen?"

„Ihr irrt Euch, Sylvanus; es ist die freundschaftliche Warnung der Klapperschlange."

„Ich biete Euch Trotz," sagte der Schenkwirth mit rachsüchtiger Miene und einem bedeutsamen Blicke auf seine Waffen.

„Vielleicht seid Ihr in dieser Art von Vertheidigung geschickt," sagte Tim Hartmann seinem Kameraden zublinzelnd, „und vielleicht denkt Ihr, daß die

Jungen Euch mit Büchsen und mit Bajonnetten in Euerm eignen Hause angreifen werden.“

„Oder mit Bowiemessern, wie Job Dingle einen von meinen Landsleuten,“ sagte der Schenkwirth bitter.

„Wir werden Euch in den Bann der Bowery thun, Mr. Sylvanus Westervelt,“ sagte Luke Fordham.

„In den Bann? Was mache ich mir daraus?“

„Ihr werdet Euch schon etwas daraus machen. Der Bann wird schlimmer sein, als die Besteuerung.“

„Ja, Sylvanus, Ihr werdet Euch etwas daraus machen,“ sagte Tim Hartmann. „Kein Einziger von den Jungen von Grand-Street bis zum Park wird Euer Haus mehr besuchen oder mit Euern Kunden verkehren. Die Zeit wird Euch sehr lang werden.“

„Thut es nur sobald Ihr wollt.“

„Das hat Jonas Smart vergangenen Winter auch zu uns gesagt; aber er kapitulirte doch recht gern, nachdem er sich einen Monat gehalten hatte.“

„Habt Ihr mir sonst etwas zu sagen?“ fragte der Wirth mit entschlossener Miene.

„Wenn der Bann nicht ausreicht, Sylvanus,“ antwortete der Fleischer bedeutsam, „so werden wir Euch schon zu erreichen wissen.“

„Ihr wollt vielleicht mein Haus anzünden,“ sagte Westervelt mit sarkastischer Bitterkeit; „aber ich gebe Euch den Trost, daß ich bis zum vollen Belaufe versichert bin.“

„Habt Ihr es darauf angelegt uns zu reizen?“ erwiederte Tim Hartmann.

„Ihr seid es, die es darauf angelegt haben mich zu reizen,“ antwortete der Schenkwirth, auf seinen Elbogen gestützt und mit einem wüthenden Blicke auf seine Besucher. „Was wollt Ihr eigentlich von mir?“

„Das nenne ich zur Sache kommen, Sylvanus,“ bemerkte der Fleischer ruhig lächelnd. „Wir wollen, daß Ihr sofort wieder nach dem Polizeiamte gehen und Eure Klage gegen Jack Highflyer zurücknehmen sollt.“

„Wenn ich es thue, so soll mich doch —“

„Schwört nicht,“ unterbrach ihn Luke Fordham; „Ihr werdet harte Worte besser verdauen als zähe Schwüre.“

„Ich werde weder Worte noch Schwüre zurücknehmen, Luke; denkt Ihr,“ fuhr der Wirth, auf den halb mit Glastrümmern gefüllten Korb deutend, fort, „daß ich mich schweigend der muthwilligen Zerstörung meines Eigenthums unterwerfen werde?“

„Ihr macht großen Lärm um ein paar zerbrochene Gläser. Wie viel war die Geschichte mit Flaschen, Getränken und Allem werth?“

„Wenigstens fünf Dollars.“

„Eure Steuer war zu fünf Dollars angesetzt, Sylvanus; Ihr habt also nichts verloren, als die Genugthuung zur Unterstützung eines ehrlichen wackern Burschen beigetragen zu haben. Befolgt meinen

Rath — nehmt die Klage gegen Jack Highflyer zurück und laßt uns quitt sein."

„Ich habe Euch nicht um Euern Rath gefragt. Ich bin schon längst entschlossen gewesen, mich auf das Gesetz zu berufen, wenn Ihr einen von Euern Streichen mit mir versuchen würdet. Ich habe mit Euerm Rädelsführer begonnen."

„Wenn Ihr Jack Highflyer auch ins Gefängniß bringt, so werdet Ihr ihn doch nicht festhalten können."

„Er kräht laut auf seinem Miste und prahlt, daß ihn das Gesetz nicht erreichen könne. Wir werden sehen. Wenn ich auch nichts weiter thun kann, so werde ich ihn doch zwingen, Bürgschaft für sein Erscheinen vor Gericht zu leisten, und das wird ihn schön ärgern, wenn es einem gewissen Mädchen in Hudson-Street, das ihn nicht so gut kennt wie ich, zu Ohren kommt."

„Ihr hegt also Groll?" sagte Tim Hartmann, „und das noch dazu gegen Burschen, die Dutzende von Dollars in Euerm Hause haben darauf gehen lassen?"

„Bis Ihr in Bill Smiths Porterhause einen bessern Sammelplatz gefunden habt."

„Und seitdem, Sylvanus. Aber wir wollen nicht weiter über die Sache streiten. Was ist Euer letztes Wort."

„Ich will um alter Zeiten willen so viel thun, Tim," sagte der Wirth, indem er den strengen Ernst seines Gesichts etwas milderte und eine freundschaft-

liche Miene annahm, „wenn Jack Highflyer zu mir kommt, mir den vollen Betrag meines Schadens ersetzt und mich wegen des Frevels, den er bei mir begangen hat, um Verzeihung bittet, so will ich ihn loslassen.“

„Ist der Mann verrückt?“ sagte Tim Hartmann zu seinem Kameraden gewendet.

„Sonst muß das Gesetz seinen Lauf nehmen.“

„Euch Entschädigung bezahlen! Euch um Verzeihung bitten! — Ist der Mann verrückt, Luke?“

Hier verließen ein paar Tagelöhner, welche auf der entgegengesetzten Seite der Straße mit Ausgraben eines Kellers beschäftigt waren, ihre Arbeit und näherten sich dem Schenkzimmer.

„Vergeßt nicht, was ich Euch gesagt habe, Sylvanus Westervelt,“ sagte der Fleischer schnell und mit warnendem Tone. „Wenn Ihr die Klage gegen Jack Highflyer nicht vor Sonnenuntergang zurücknehmt, so wird es zu spät sein. Wenn Ihr morgen früh Euer Schenkzimmer öffnet, so werdet Ihr ein Kreuz mit rother und weißer Kreide auf dem Trottoir gezeichnet sehen, und daraus erkennen, daß der Bann der Bowery auf Euch und den Euern ruht.“

Die Arbeiter traten in das Schenkzimmer, als Tim Hartmann und Luke Fordham es verließen. Sie setzten sich, wischten mit ihren beschmutzten Hemdärmeln den Schweiß von ihren Gesichtern und verlangten Bier. Jetzt kamen auch noch andere Kunden, um

ihren Durst zu löschen und mit dem Wirthe zu plaudern, oder die Morgenzeitungen zu lesen. Unter den Gästen befand sich ein langer, imposanter Mann in der Kleidung eines Bauern. Der Wirth lud ihn ein, hinter den Schenktisch zu kommen und die Beiden hielten eine kurze, flüsternde Berathung.

Als Sylvanus Westervelt wieder allein war, ging er zwei- bis dreimal im Schenkzimmer auf und ab, schnippte triumphirend mit den Fingern und murmelte vor sich hin.

„Jack Highflyer und seine Bande mögen ihr Schlimmstes thun. Ich bin froh, daß sie mir vom Halse sind, da Edson Quarles zu mir zieht.“

Zehn Minuten darauf glitt James Fogle in das Schenkzimmer. Er ging ruhig und beobachtend im Zimmer umher, ehe er den Wirth anredete.

„Ist Stanton jetzt bei Euch?“

„Nein, Mr. Fogle, er ist vergangene Woche abgereist, um seine Mutter in Connecticut zu besuchen.“

Fogle erhob seine Augenlider ein wenig und blickte einen Moment in das Gesicht des Sprechenden.

„Ihr wart heute früh unten in der Stadt,“ bemerkte er trocken.

„Ja, in Geschäften.“

„Ich trieb mich in der Nähe des Polizeiamts umher als Ihr kamt, aber Ihr saht mich nicht.“

„Nein, Jim, ich habe Euch nicht gesehen.“

„Rufus Blake hat mir gesagt, daß Ihr einen Verhaftsbefehl gegen Jack Highflyer ausgewirkt habt.“

Der Schenkwirth warf einen zögernden Blick auf Fogle und antwortete:

„Es ist richtig, Fogle.“

„Werdet Ihr nicht mit Jack und seinen Leuten durch dieses Verfahren in Ungelegenheiten kommen?“

„Ich weiß es weder, noch kümmere ich mich darum. Tim Hartmann und Luke Fordham, die Leithammel der Heerde, sind bereits hier gewesen — und was denkt Ihr, daß sie von mir verlangen?“

Der Wirth hielt inne, aber Fogle nickte nur, um ihn zum Fortfahren aufzufordern.

„Nichts Geringeres, Jim, als die Zurücknahme der Klage gegen Jack Highflyer.“

„Nun?“

„Ihr habt doch gehört, welche Veranlassung ich dazu erhalten habe.“

„Blake hat mir den wesentlichen Inhalt Eurer Aussage vor Richter Hopson erzählt.“

„Nun frage ich Euch, Jim, ob eine solche Behandlung nicht gerächt werden muß.“

„Ihr wißt, daß die Leute wilde Burschen sind.“

„Wild genug — ein Aergerniß für jeden friedlichen Mann in diesem Stadtviertel. Ich werde dem Publikum einen Dienst leisten, wenn ich den Rädels-

führer der Bande der Strafe des Gesetzes überweise."

„Ihr seid also Patriot geworden!" sagte James Fogle mit einem eigenthümlichen neckischen Blicke.

„Was meint Ihr damit?"

„Ihr werdet als Kandidat für öffentliche Aemter auftreten, Sylvanus. Wir werden in den Zeitungen von Euch als den Vertheidiger der Rechte des Volkes lesen?"

„Ihr spöttelt, Jim. Ich fühle mich heute verstimmt."

„Nun, welche Antwort habt Ihr auf das Verlangen der Kameraden Jacks gegeben?"

„Ich habe mich Anfangs unbedingt geweigert."

„Und dann?"

„Nachher habe ich ihnen gesagt, daß ich thun würde, was sie wünschten, wenn Jack Highflyer mir meinen Schaden ersetzen und mich wegen des in meinem Hause begangenen Frevels um Verzeihung bitten wollte."

„Sie sind natürlich im Zorne fortgegangen?"

„Ja — und sie drohten, der Teufel weiß was, wenn ich nicht vor Sonnenuntergang nach dem Polizeiamte gehen und die Klage zurücknehmen würde."

„Ich rathe Euch es zu thun."

„Ihr!"

„Jack Highflyer hat nicht viel Schaden ange-

stiftet, Sylvanus; einige von meinen Freunden sind auch seine Freunde, und ich rathe Euch —"

„Ich habe mir mein Benehmen vorgezeichnet, Jim Fogle," sagte der Wirth mit der Miene hartnäckiger Entschlossenheit; „ich verlange weder Euern Rath, noch den irgend eines Andern."

„Wirklich nicht!" sagte Fogle näselnd.

„Nein, Jim."

„Apropos," bemerkte Fogle nachlässig, „Ihr habt diesen Morgen einen Besuch von Quarles erhalten."

Der Wirth warf einen unruhigen Blick auf James Fogle und stammelte:

„Was — wer? — Quarles sagtet Ihr?"

„Ich habe ihn gesehen, Sylvanus," sagte Fogle seine Augenlider erhebend, „und so sonderbar er auch gekleidet war, kannte ich ihn doch augenblicklich."

„Wirklich?"

„Er weiß merkwürdig mit einer Feder umzugehen; aber ich dachte, daß Ihr seit dem Spektakel vor zwei Jahren nichts mehr mit ihm zu schaffen hättet."

„So ist es auch, Jim," antwortete der Schenkwirth. „Er kam herein, um ein wenig über alte Dinge zu sprechen — das war Alles."

„Ja," sagte Fogle auf seine eigenthümliche Weise.

Sylvanus Westervelt war offenbar unruhig. Er schritt wiederholt im Schenkzimmer auf und ab und trat darauf hinter den Schenktisch, wo er ein Glas

Cognac einschenkte, indem er Fogle einlud, mit ihm zu trinken.

Nachdem der Wirth getrunken hatte, näherte er sich seinem Besucher, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und bemerkte:

„Hört, Jim, Ihr seid ein kluger Gesell."

Fogle riß die Augen weit auf und begegnete dem Blicke des Schenkwirths mit unschuldiger Miene.

„Nehmt Ihr wirklich Interesse an der Geschichte mit Highflyer?"

Fogle nickte.

„Ich würde mich der ganzen Bande zu liebe keinen Zollbreit bewegen; aber aus Freundschaft für Euch —"

„Ja, aus Freundschaft für mich —"

„Will ich die Klage zurücknehmen."

„Ihr wollt? — unverzüglich?"

„Ehe der Abend kommt, Jim; Ihr werdet bezeugen, daß ich es nicht aus Feigheit thue. Es geschieht Alles nur um Euretwillen."

„Ja — es geschieht nur um meinetwillen, Sylvanus."

„Und hört Ihr, Fogle, Ihr seid verschwiegen und klug. Ihr werdet keinem Menschen ein Wort davon sagen, daß Quarles zurückgekehrt ist, oder daß Ihr ihn in meinem Hause gesehen habt."

„Ich werde es nicht thun, wenn Ihr es nicht wünscht!" antwortete Fogle.

„Ich würde es allerdings nicht gern sehen," sagte der Schenkwirth mit wiederkehrender guter Laune.

Im Laufe des Tages erfüllte Sylvanus Westervelt auch wirklich sein Fogle gegebenes Versprechen.

Viertes Kapitel

Etwas mehr von den Tracy's.

„Glauben Sie an den animalischen Magnetismus, Mrs. Tracy?“

Alfred Tracy ging nach dem Frühstück mit der Frau seines Bruders in der Halle umher, und die Frage wurde etwas unerwartet an seine Begleiterin gestellt.

Die Thür zu Owen Tracy's Wohnzimmer stand offen.

Die Dame zögerte einen Augenblick und dann antwortete sie lakonisch:

„Nein, Alfred.“

„Die Professoren des Mesmerismus fangen an, großen Einfluß auf den Geist des Volkes zu erlangen.“

„Die Masse des Volkes ist zu allen Zeiten von Denjenigen, welche geheimnißvolle oder übernatürliche

Kräfte zu besitzen vorgaben, irre geleitet worden. Die öffentliche Meinung hat einst die Taschenspielereien der alten Wahrsager und die Ungereimtheiten der Magie, Astrologie, Alchymie und Hexerei sanktionirt."

„Aber die Wunder dieser neuen Wissenschaft werden durch Männer von Gelehrsamkeit und hohem Rufe bezeugt. Ein angesehener Geistlicher unsrer Stadt, welcher tief in alle Zweige des menschlichen Wissens eingeweiht ist, hat offen zu ihrem Gunsten geschrieben. Die medizinischen Journale von Frankreich und Deutschland sollen eine Menge von Berichten über chirurchische Operationen enthalten, welche erfolgreich und dem Anscheine nach schmerzlos an Patienten verrichtet worden sind, welche vorher dem Einflusse des Mesmerismus unterworfen worden waren."

„Ich bin nicht im Stande, die Wahrheit von Experimenten und Beobachtungen zu bestreiten, die durch kompetente Personen gemacht worden sind; dessen ungeachtet kann ich aber solchen Angaben nicht unbedingtes Vertrauen schenken. Der Schöpfer hat jedes menschliche Wesen für seine Worte und Handlungen moralisch verantwortlich gemacht. Es erscheint mir daher unbillig, zu glauben, daß er thatsächlich die freie Thätigkeit seiner Geschöpfe vernichten würde, indem er einem Theile der Menschen die Kräfte verlieh, welche die Adepten des animalischen Magnetismus für sich in Anspruch nehmen."

„Es giebt den Aerzten bekannte Zustände des

menschlichen Körpers, welche dem magnetischen Schlafe analog sind, z. B. das Nachtwandeln."

„Das Nachtwandeln ist eine seltsame Krankheit, aber trotzdem eine Krankheit."

„Das Trauerspiel Macbeth beweis't, daß man selbst zu Shakespeare's Zeiten die merkwürdigen Phänomene des Nachtwandelns gekannt hat. Lady Macbeth spricht in ihrem Schlafe beständig von den entsetzlichen Umständen, welche die Ermordung des schottischen Königs begleitet hatten."

„Großen Verbrechen folgen Gewissensbisse, und Gewissensbisse suchen sich auszusprechen."

„Nicht immer, Mrs. Tracy," sagte der junge Mann mit einem forschenden Blicke. „Gewissensbisse sind eine Thorheit schwacher Geister, welche Verbrechen begehen, aber doch ihre Folgen fürchten."

„Es ist besser, Alfred," antwortete Mrs. Tracy ernst, „daß man der Strafe ihres Stachels durch das Unterlassen der Schuld, als durch die Kraft der Entartung entgeht."

Die Lippe des jungen Mannes bebte unmerklich; aber er verbannte die aufsteigende Bewegung durch eine Anstrengung seines Willens und bemerkte ruhig:

„Die mit dem Nachtwandeln in Verbindung stehenden unleugbaren Thatsachen haben zu vielen Sagen und abergläubischen Meinungen Anlaß gegeben. Ich erinnere mich, vor vielen Jahren eine Erzählung gelesen zu haben, welche den unter dem Volke in Un=

garn herrschenden Glauben behandelt, daß ein im tiefen Schlafe liegender Mensch dem Flüstern einer ihm vertrauten Stimme antworte. Ida von Dietz war durch den gewaltsamen Tod eines geliebten Bruders die Erbin ungeheurer Güter in Ungarn geworden. Ein vornehmer österreichischer Edelmann bewarb sich um sie und erhielt sie zur Gattin. Sie liebte ihren Gemahl zärtlich und war daher sehr bekümmert, als sie bemerkte, daß er an einem tiefen Trübsinne litt. Eines Nachts, als er in einem großen Lehnstuhle in dem Hauptzimmer des Schlosses Dietz schlummerte, fiel ihr der Glaube des Landvolks ein. Sie näherte sich dem Schlafenden und fragte ihn flüsternd um den Grund seiner Niedergeschlagenheit, und der Graf bekannte in leisen, bebenden Tönen, daß er den Baron Wenzel von Dietz ermordet hatte, damit seine Güter dem Fräulein Ida zufallen möchten."

„Ich kann mir das Erstaunen, den Schrecken einer solchen Entdeckung — das Ende ihrer Liebe zu dem Baron vorstellen."

„Im Gegentheile. Ida bewahrte sein Geheimniß, — verzieh ihm und liebte ihn noch eben so sehr wie sonst."

„Unmöglich," antwortete Mrs. Tracy warm. „Ihr Gatte ein Mörder — der Mörder ihres Bruders?"

„So lautet die Sage," antwortete Alfred Tracy lachend. „Ich habe bei meinen Bekannten nie das

Experiment Ida's versucht. In einem Falle habe ich jedoch Aufschluß über ein schweres Verbrechen gegen die Gesetze erhalten, indem ich dem undeutlichen Murmeln eines Mannes in seinem Schlafe zuhörte. Ich zeigte ihn den Behörden nicht an, weil er gewissermaßen ein Verwandter von mir war."

„Das war großmüthig von Dir, Alfred."

Diese Worte wurden von Owen Tracy in leisen Tönen gesprochen, welche die Ohren Alfred's kaum erreichten. Er stand in der Thür des Wohnzimmers, und auf seinen Zügen lag ein Ausdruck von sarkastischer Bitterkeit. Die Ereignisse und Gedanken der letzten Tage hatten nicht die Wirkung gehabt, die Härte seines Charakters zu erweichen oder den zurückstoßenden Ausdruck seiner groben Züge zu mildern. Ihr Einfluß hatte vielmehr zu den entgegengesetzten Resultaten geführt. Seine körperliche Kraft war vermindert und er schien merklich älter geworden zu sein; aber es war keine Spur von geistiger Schwäche oder Unentschiedenheit des Charakters an ihm wahrzunehmen.

Der junge Mann bemerkte gleichgiltig und ohne seine Stimme zu dämpfen:

„Politik, Owen; nichts als Politik."

Diese Antwort lenkte die Aufmerksamkeit der Mrs. Tracy auf ihren Gatten. Sie bemerkte seinen zornigen, verächtlichen Blick und wendete sich fragend zu Alfred Tracy.

„Die Wolken zerstreuen sich," sagte er kaltblütig.

Mrs. Tracy näherte sich ihrem Gatten, blieb aber zögernd vor ihm stehen, als ob sie im Begriff sei, eine Bitte an ihn zu richten.

„Die Sonne wird in einer Stunde herauskommen," fuhr Alfred Tracy fort; „ich bin bereit, meinen Prophetenruf an den Ausgang meiner Weissagung zu setzen."

„Wirst Du mich heute auf einem Besuche bei Mrs. Willoughby begleiten?" sagte Mrs. Tracy etwas schüchtern zu ihrem Gatten.

„Nein, Madame; ich habe Geschäfte von größerer Wichtigkeit, als Ceremonienbesuche zu machen."

„Also morgen?"

„Weder morgen noch übermorgen. Wozu ist es nöthig, daß ich überhaupt gehe?"

„Es ist Etikette, Mr. Tracy. Die Regeln der Höflichkeit sind die Basis des socialen Verkehrs."

„Wer leugnet das, Madame? Ich denke sehr gut von Mrs. Willoughby, ungemein gut, und ich wünsche ihr keine Kränkung zu Theil werden zu lassen. Wenn Du ein wenig Takt hast, so kannst Du mich deshalb entschuldigen, daß ich Dir nicht beständig am Schürzenbande hänge?"

„Wünschest Du, daß ich den Besuch ohne Dich mache?"

„Wie Du willst! Ich weiß nicht, wenn ich

Zeit genug dafür übrig haben werde. Zeit ist Geld, Mrs. Tracy."

„Ein Kaufmann, der sich von den Geschäften zurückgezogen hat —"

„Wer sagt Dir, daß ich mich von den Geschäften zurückgezogen habe?" unterbrach Owen Tracy seine Frau. „Ich habe meine Waarenvorräthe verkauft und mich von den Handelsgeschäften zurückgezogen; aber ich kann mich nicht einem bloßen Kinderspiele ergeben."

„Ich habe Dich nicht ungehalten machen wollen. Ich werde der Mrs. Willoughby eine Entschuldigung darbringen, wie Du es wünschest, sobald ich sie sehe."

„Ich bin nicht ärgerlich, Mrs. Tracy. Wenn ich Deinen Ansichten nicht beitrete, so schuldigst Du mich an, daß ich ärgerlich sei. Ich werde nie ärgerlich, wenn ich nicht dazu gereizt werde."

„Steht mir der Wagen für diesen Morgen zur Verfügung?"

„Wozu brauchst Du den Wagen?"

„Ich habe Besuche zu machen, Mr. Tracy."

„Und Du mußt fahren? Ich gehe stets viel lieber als ich fahre."

„Die Entfernung!"

„Nimm den Wagen, Madame; aber jage die armen Pferde nicht todt."

Alfred Tracy hörte einen Theil dieses Gesprächs, während er in der Halle auf und abging. Er kam

zum dritten Male an seinem Bruder und an Mrs. Tracy vorüber, als ihn der Erstere anredete:

„Ein Wort mit Dir, Alfred. Deine Gegenwart wird künftigen Montag um zwei Uhr im Comtoir der Herren Barstow und Rodman erforderlich sein.“

„Gut — künftigen Montag um zwei Uhr.“

„Versäume nicht, zur bestimmten Zeit mit mir zusammen zu treffen!“ sagte der Kaufmann ernst, indem er sich von der Thür seines Zimmers entfernte und sich wieder an das Schreibpult setzte.

Der jüngere Tracy und die Dame gingen noch einige Male schweigend durch die Halle. Endlich bemerkte der Erstere:

„Ich habe gehört, daß Sie Mrs. Willoughby besuchen wollen. Gehen Sie allein?“

„Mr. Tracy hat Geschäfte in der Stadt und ich werde seine Gesellschaft entbehren müssen.“

„Wollen Sie mir erlauben, Sie zu eskortiren? ich habe mit Frederik Willoughby im Hause seiner Mutter zusammenzutreffen versprochen.“

„Gewiß, Alfred, wenn ich mich zum Gehen entschließe.“

Hier hörte man deutlich die Stimme Owen Tracy's, welche in rauhen Tönen murrte:

„Wie kann der Mensch nur denken oder schreiben, wenn er von solchem Lärm umgeben ist.“

„Sie sind eben so gut wie ich an Owen's Aufbrausen gewöhnt,“ sagte Alfred Tracy lachend.

„Ich bedauere es aufrichtig," antwortete Mrs. Tracy; „und zwar weniger um meinet- oder Ihretwillen, als wegen seiner selbst."

„Sie erregen durch die Ruhe und Würde Ihres Benehmens meine Bewunderung," sagte der junge Mann. „Ich habe sie nie und in keiner Lage im Mindesten gereizt gesehen."

„Meine persönlichen Eigenschaften und die vorherigen Unterbrechungen," sagte die Dame mit einem ernsten Lächeln, „scheinen den ursprünglichen Gegenstand unsers Gesprächs aus Ihrem Gedächtnisse verwischt zu haben."

„Es ist stets schwierig, auf einem verschlungenen Pfade zurückzukehren. Ich erinnere mich jedoch deutlich an das Gefühl, welches Sie in Bezug auf das Benehmen der Dame Ida von Dietz kundgaben."

„Die Geschichte, welche Sie erzählt haben, war eine Fabel, oder Ida besaß keine Grundsätze. Kein Weib kann zärtlich und wahrhaft lieben, wenn es nicht Vertrauen gegen die moralischen Grundsätze seines Gatten hegt."

„Ihre Behauptung setzt mich in Erstaunen."

„Sie enthält in einfachen, verständlichen Ausdrücken eine hochwichtige Wahrheit. Wenn Sie dereinst in der Ehe das Glück ihres romantischen Traumes von Liebe zu verwirklichen suchen, so hüten Sie sich, die Achtung des Weibes Ihrer Wahl im Mindesten zu verscherzen."

„Ich wünsche geliebt zu werden, wie ich bin, und ohne Rücksicht auf die äußeren Umstände.“

„Umstände und Charakter sind zwei sehr verschiedene Dinge. Verschiedenheiten der Denkungsart, Eigenthümlichkeiten des Benehmens, Mißgestalt der Person sind mit der tiefsten Achtung, der zärtlichsten Liebe keineswegs unverträglich. Aber wie kann der Mensch einen Lügner, einen Dieb oder einen Mörder wahrhaft lieben?“

„Die Liebe, die nicht unter allen Wechselfällen ausdauert, ist auch des Besitzes nicht werth.“

„Wechselfälle ist ein Wort, welches sich nicht auf moralische Vergehungen anwenden läßt. Die Zärtlichkeit der wahren Liebe wird durch den Wechsel der Stürme und des Sonnenscheins im äußern Leben nicht vermindert. Der Verlust des Vermögens, der Gesundheit und persönlichen Schönheit — die Annäherung des Alters, ja selbst der Murrsinn des getäuschten Ehrgeizes dienen nur dazu, die Reinheit ihrer Hingebung zu zeigen. Die Liebe giebt ihre wahre Erhabenheit kund, wenn sie unablässig über dem Kissen der Krankheit schwebt und mit ihrem süßen Lächeln die Schatten des Trübsinns verscheucht. Nur das Verbrechen, der Sprößling der Selbstsucht, Bosheit und Entartung des Herzens, kann die Herrlichkeit des Götterbildes entstellen.“

„Hat Ihnen das die Erfahrung gelehrt?“ fragte Alfred Tracy mit Nachdruck.

„Die moralischen Instinkte der Seele lassen Allen ihre Lehren zu Theil werden,“ erwiederte Mrs. Tracy, einer direkten Beantwortung der Frage ausweichend.

„Ich appellire von Ihren Lehren an Sie selbst,“ sagte der junge Mann mit einem beobachtenden Blicke. „Würden Sie aufhören, eine Person — z. B. Ihren Gatten — zu lieben und zu achten, wenn Sie entdeckten, daß dieselbe ein großes Verbrechen begangen hätte?“

„Wie könnte es anders sein?“ antwortete die Dame ernst.

„Aber wenn Sie einen Andern beurtheilten, würden Sie da nicht eben so gut auf die Beweggründe als auf die That blicken?“

„Ganz gewiß; die schmachvollsten Verbrechen sind diejenigen, welche um des Gewinnes willen begangen werden.“

„Die Excesse der Leidenschaft können Sympathie erwecken; aber die Schuld, welche dem schmutzigen Geize entspringt, wird durch nichts vor Verachtung und Abscheu geschützt.“

„Die Liebe selbst ist zuweilen in den Augen der Welt ein Verbrechen,“ rief Alfred Tracy ernst.

Mrs. Tracy erröthete leicht, als sie dem Blicke ihres Begleiters begegnete.

„Das Gefühl des Herzens,“ sagte die Dame nach kurzem Zaudern, „muß eben so gut wie die

Handlungen des Lebens unter der Herrschaft des Verstandes stehen."

Das Schweigen, welches dieser Bemerkung folgte, wurde von Alfred Tracy unterbrochen.

„Soll ich den Wagen für elf Uhr bestellen?"

Mrs. Tracy antwortete bejahend.

Fünftes Kapitel.

Bond-Street. — Der Brief.

Mrs. Willoughby empfing ihre Besucher höflich in einem großen, geräumigen Gesellschaftszimmer.

Mitten in einem Gespräche, welches die Damen über die vergleichsweisen Vorzüge verschiedener Muster von einfacher und Moireeseide führten, fragte Alfred Tracy:

„Ist Frederik zu Hause, Mrs. Willoughby?“

„Vor einer halben Stunde schrieb er in der Bibliothek, und wahrscheinlich sitzt er noch an seinem Schreibpulte.“

„Ich will ihn dort aufsuchen, Madame. Ich habe wichtige Geschäfte mit ihm abzumachen,“ fuhr der junge Mann lächelnd fort, „und ich wünsche seine Gesellschaft auf eine Viertelstunde zu monopolisiren.“

Mrs. Willoughby klingelte.

Ein Diener trat ein.

„Führe Mr. Tracy in die Bibliothek," sagte die Herrin vom Hause; „er wünscht Frederik zu sehen."

Der Diener verbeugte sich ehrerbietig und entfernte sich, von Alfred Tracy gefolgt.

„Sie scheinen heute nicht so wohl wie gewöhnlich zu sein," sagte Mrs. Tracy, nachdem sich der junge Mann entfernt hatte.

„Meine Gesundheit ist gut," antwortete Mrs. Willoughby; „aber ich leide ein wenig an Mattigkeit und Mangel an Ruhe. Ich bin gestern in das Krankenzimmer meiner Kousine, Mrs. Isabelle Hopkins gerufen worden — sie leidet an einer chronischen Lungenkrankheit, und schien dem Tode nahe zu sein, als ich in ihrer Wohnung anlangte. Ich blieb den größten Theil der Nacht bei ihr. Gegen Morgen erholte sie sich wieder sehr, und ich versuchte, ein paar Stunden zu schlafen, aber mein Schlummer wurde durch furchtbare Träume unterbrochen. In meinem Alter sind die Anstrengungen und die Angst einer solchen Nacht keine Kleinigkeit."

„Wie befand sich Mrs. Hopkins, als Sie sie verließen?"

„Besser — entschieden besser! obgleich sie weiß, daß ihre Krankheit mit dem Tode endigen wird."

„Sie waren die ganze Nacht von Hause abwesend?"

„Ja, meine liebe Mrs. Tracy. Frederik war um

meinetwillen sehr besorgt und schickte mir heute früh den Wagen."

„Seine Besorgniß war natürlich."

„Und als ich zurückkehrte, betrübte er mich mit der Nachricht, daß ein alter Freund gestern hier gewesen sei, um mit mir Thee zu trinken — Wilfred Montressor, der Reisende."

„Montressor!" wiederholte Mrs. Tracy fast unwillkürlich.

„Kennen Sie ihn?"

„Ich habe ihn vergangene Woche in Ihrer Gesellschaft getroffen," sagte Mrs. Tracy ernst.

„Wilfred Montressor's Mutter und ich sind warme Freundinnen gewesen. Es ist nicht zu verwundern, daß ein Theil der Zuneigung, welche ich gegen sie gefühlt habe, auf ihn übergegangen ist. Seine eigenen Vorzüge sind jedoch hinlänglich, um die höchste Achtung einzuflößen. Sein Leben ist ein umherschweifendes und dem Anscheine nach zweckloses gewesen; aber er ist ein Mann von originellem Verstande, hohem Genie und tiefer Kenntniß der Menschen und Dinge. Die Kenntnisse des Gelehrten und des Reisenden verschmelzen sich bei ihm schön mit der feinen Urbanität des Gentlemans. Frederik hat in der letzten Zeit seine Gesellschaft gesucht, und, wie ich mir schmeichle, sein Vertrauen und seine Zuneigung erlangt."

„Sie sind eine treffliche Lobrednerin," sagte Mrs. Tracy lächelnd.

„Wessen Lobrednerin?“

„Mr. Montressor's.“

„Ich lasse ihm nur Gerechtigkeit widerfahren.“

„Sein Genie und seine Kenntnisse mögen so groß und umfassend sein, wie Sie sie dargestellt haben,“ sagte Mrs. Tracy ernst; „aber kann ihr Glanz Entschädigung für laxe Grundsätze und ein unmoralisches Benehmen gewähren?“

„Unmoralisches Benehmen und Wilfred Montressor! — Ah, Sie beziehen sich auf die ungereimten Gerüchte, die in Bezug auf eine schöne georgische Maitresse im Umlaufe sind.“

„Ungereimt?“ fragte Mrs. Tracy zagend und bebend.

„Ich will nicht leugnen, daß diese Gerüchte eine plausiblere Grundlage besessen haben, als sie für gewöhnlich die Gebäude der Verleumdung zu stützen pflegt. Mr. Montressor ist excentrisch und ein selbstständiger Denker, und er könnte nie allgemein beliebt werden, selbst wenn seine hohen Talente, glänzenden Kenntnisse und sein ungeheures Vermögen die Schleifsteine, auf welchen Neid und Bosheit ihre Schlangenzungen wetzen, ihn nicht zu einem Gegenstande der bösen Nachrede machten. Er verfolgt seinen selbstständigen Gang durch Mittel, die er selbst wählt, und achtet wenig auf die Neigungen oder Ansichten Anderer. Dies ist der Fehler, wenn es ein Fehler genannt werden kann, eines ausgebildeten, männlichen

Geistes, welcher im vollkommenen Gleichgewichte schwebt und in seinen Ansichten von Recht und Pflicht durch sich selbst aufrecht erhalten wird."

„Die Kritiker der Gesellschaft sind gewohnt, an Heroen das zu bewundern, was sie an gewöhnlichen Männern verdammen würden."

„Wilfred Montressor ist ein Mann von heroischem Gepräge. Seine Laufbahn ist von mir mit dem Interesse, aber nicht mit der Blindheit einer Freundin beobachtet worden. Wenn er auch auf der Schaubühne der Welt keine großen Thaten verrichtet hat, um das Beifallsgeschrei der Menge auf sich zu ziehen, so hat er doch die Eigenschaften der Größe unverkennbar kundgegeben. Seit seiner Rückkehr aus dem Oriente hat er mich nur selten besucht. Seine Excentricität giebt sich in nichts stärker kund, als in seinem Umgange mit Andern. Er ist nur mit Wenigen befreundet — vertraut keinem Menschen vollkommen — und doch übt er auf Alle, mit denen er umgeht, einen erstaunlichen Einfluß. Ich vergesse jedoch die moralischen Vergehungen meines Freundes," sagte Mrs. Willoughby mit einem bedeutsamen Lächeln, als sie sich vom Sopha erhob. „Entschuldigen Sie mich auf einen Augenblick, Mrs. Tracy."

Mrs. Willoughby kehrte nach kurzer Abwesenheit mit einem Packet von mäßiger Größe in das Gesellschaftszimmer zurück. Sie nahm den Umschlag, dessen Siegel bereits erbrochen war, ab, und reichte ihrer

Besucherin das darin eingeschlossen gewesene Papier.

„Lesen Sie diesen Brief, meine liebe Mrs. Tracy, während ich Befehle ertheile, einige Erfrischungen hereinzubringen.“

Mrs. Tracy war allein.

Der Anblick der Handschrift Wilfred Montressor's machte einen seltsamen Eindruck auf sie. Ihre Hand zitterte, als sie den Brief entfaltete; aber sie unterdrückte ihre Bewegung und las langsam den Inhalt durch.

„Mrs. Willoughby!

Ich schreibe Ihnen in der schaurigen Gegenwart des Todes. Vergangene Nacht erblickte ich in Ihren hellerleuchteten Salons muntere Tänzergruppen, — jetzt weine ich bei der Leiche Zora's. Die Lichter und Schatten des Lebens machen durch die Gewalt des Kontrastes einen lebhafteren Eindruck auf die Seele.

Sie haben Zora nicht gekannt.

Kommen Sie hierher zu mir, meine Freundin, und blicken Sie auf den Schrein, welchen der Tod des Juwels eines zärtlichen, liebenden Geistes beraubt hat! Der Sonnenschein ihrer Augen ist verblichen; aber ihre Grübchenwangen, ihre rosigen Lippen, ihre reine, triumphirende Stirn, ihre goldenen Locken legen noch Zeugniß für die blendende Vollkommenheit ihrer Schönheit ab.

Was hat die Welt mit Zora und mit mir zu thun? — die kalte, herzlose Welt — die lachende, höhnende, spottende Welt — die summende, stechende, schneidende Welt! Zora ist todt, und ich achte weder ihres Hohns, noch fühle ich ihren Stachel!

Aber Ihnen, meine Freundin, — der Weisen und Guten, die mich kennt und vielleicht liebt — bin ich verantwortlich. Ihnen vertraue ich meine Vertheidigung und den Ruf Zora's an.

Ist es Stolz oder mannhafte Selbstständigkeit des Charakters, wodurch meine Lippen gegen alle Anderen versiegelt werden?

Ich kann die Geschichte meines Verhältnisses zu Zora nicht ohne eine vorgängige Beichte enthüllen. Ich habe Ihnen nie den wahren Grund meiner Irrfahrt im Osten mitgetheilt.

Ich habe geliebt, wahrhaft geliebt — aber eine Unwürdige!

Ja, — ich, Wilfred Montressor — der Mann, den Sie für einen so tiefen Kenner der menschlichen Natur, für so scharf in seiner Erkenntniß, so sicher in seinem Urtheile halten, — ich bin von einem jungen Mädchen schmählich getäuscht worden. Die Jugend, die Schönheit, die anscheinende Unschuld entwaffneten jeden Argwohn und wiesen die Vorsicht zurück.

So ausgebrannt und zerstört auch mein Herz und Leben gewesen ist, erinnere ich mich doch des Glanzes

des Sommerfädengewebes, welches in den luftigen Kammern der Phantasie entstanden war. Ich schwebte darauf wie die Engel auf den leichten, gold- und silberbesäumten Lämmerwolken, die beim Untergehen der Sonne an einem Sommertage am Himmel emporgleiten.

Das Sommerfädengewebe zerriß — die glänzende Vision verblich.

Ich floh mit dem Vorsatze, nicht eher wieder zurückzukehren, als bis die Wunde meines Herzens völlig geheilt sein würde, das Land meiner Geburt. Die Wunde ist geheilt, aber die Narbe zurückgeblieben.

Im Laufe meiner Wanderung besuchte ich das Gebirgsland von Georgien. Ich war mehrere Monate lang als Gast in dem Hause eines von den Häuptlingen oder kleinen Fürsten jenes Landes. Es war Zora's Vater.

Als ich eines Tages, von einem einsamen Ausfluge in das Gebirge, zurückkehrte, bemerkte ich in dem Schlosse große Verwirrung. Eine Räuberbande hatte die Burg in der Abwesenheit des Häuptlings angegriffen, sie aller ihrer werthvollen Gegenstände beraubt und Zora als Gefangene mit fortgeschleppt. Ich verfolgte die Räuber unverzüglich an der Spitze der Leute des Häuptlings, holte sie in der Entfernung einiger Meilen ein und schlug sie

in die Flucht. Zora wurde befreit und die Beute des Schlosses den Räubern entrissen.

Auf meinem Wege nach Jerusalem blieb ich einige Tage in Damaskus; während meines Aufenthalts in der alten Stadt stieß mir ein seltsames Abenteuer zu. Ich war in einem Zimmer des Hauses eines Armeniers, dessen Gast ich war, mit Schreiben beschäftigt, als von meinem Gastfreunde die Thür geöffnet wurde. Zwei Knaben in reichem persischen Kostüm traten ein. Ihre Kleider waren mit Staub beschmutzt, und sie waren von Ermattung beinahe erschöpft.

Mein Erstaunen war groß, als der ältere von den Burschen seine Mütze abwarf und mir zu Füßen stürzte, indem er mich in gebrochenem Englisch anflehte, mein Sklave werden zu dürfen. Als ich ihn vom Boden erhob, erblickte ich das Gesicht Zora's, der Tochter des georgischen Häuptlings.

Ich habe Ihnen nichts von dem vertrauten Verhältnisse erzählt, welches nach der Befreiungsscene zwischen Zora und mir im Schlosse ihres Vaters entstanden war. Ihre Dankbarkeit war grenzenlos und gab sich in tausend Handlungen der Freundschaft kund. Sie fand große Freude an meiner Gesellschaft und bat mich, ihr ihren Dank in meiner Sprache ausdrücken zu lehren. Ihr schnelles Begreifen, ihr gelehriger Charakter und ihre glänzende Schönheit erregten mein freundschaft-

liches Interesse an ihrem Wohlergehen. Ich dachte nicht an Liebe. Die Hoffnung, der Wunsch leidenschaftlicher Liebe waren in meiner Brust für immer erstickt.

Der Armenier, in dessen Hause ich mich aufhielt, sprach den Dialekt Georgiens mit Geläufigkeit. Nachdem ich einige Erfrischungen für Zora und den Knaben, welcher sie begleitete, hatte herbeibringen lassen, forderte ich sie durch den Dolmetscher auf, mir den Zweck ihrer Reise nach Damaskus mitzutheilen.

Ich erfuhr, daß sie nach meiner Entfernung das Schloß ihres Vaters heimlich verlassen, den Knaben Hamet, einen ihrer Verwandten, überredet hatte, sie zu begleiten und meiner Fährte gefolgt war, bis sie mich in Damaskus einholte.

Ich werde meinem Herrn folgen, wohin er geht. So legte der Armenier ihre Worte aus; ich will ihm dienen, wenn er müde ist, ich will ihm Kühlung zufächeln, wenn er schläft, ich will in allen Dingen auf ewig seine Sklavin sein.

Ich tadelte die schöne Georgierin ernst wegen des Verlassens des Daches ihres Vaters; beim ersten Zeichen meines Unwillens begannen ihre Thränen zu strömen; als ich sie aber benachrichtigte, daß es meine Absicht sei, sie unverzüglich zu ihm zurückzusenden, überstieg ihr Schmerz alle Grenzen. Sie warf sich mir zu Füßen, umfaßte meine Knie und

bat mich, sie lieber zu tödten als sie von mir zu stoßen.

Ihre Thränen, ihr Schmerz überraschten mich. Ich begann in meinem Entschlusse schwankend zu werden.

Die Sitten und Gebräuche des Orients würden mich entschuldigt haben, wenn ich sie zur Sklavin herabgewürdigt hätte. Offenbar hatte ihre Liebe zu mir völlig über ihren Geburtsstolz und das Bewußtsein ihrer Schönheit triumphirt; sie hatte ihre Freiheit und ihr Leben auf das Spiel gesetzt, um mir zu folgen. Ihr einziger Wunsch war der, bei mir zu bleiben. Konnte ich sie zur Täuschung ihrer Hoffnungen, zum Elend, vielleicht gar zum Tode verurtheilen?

Ich schloß mich mehrere Stunden lang in mein Zimmer ein um nachzudenken; die Schönheit, die Sanftmuth, die Reinheit Zora's waren mir bekannt. Und sie liebte mich.

Die Vergangenheit und die Zukunft verschmolzen ihre Schatten in dem stillen Zimmer des Armeniers in der alten Stadt Damaskus.

Der Schatten der Vergangenheit war dunkel und undurchdringlich.

Der Schatten der Zukunft war dieser: die unerwiederte Liebe eines echten Weibes, welches unter der Verachtung der Tugendhaften und den Spötteleien des Wüstlings dahinschmachtete.

Ich stellte meine Gewissensbedenken der Entscheidung des ehrwürdigen Bischofs von Damaskus anheim.

Im Namen Gottes, Amen!

Ich Johann Schwartz, Bischof von Damaskus, bezeuge hiermit, daß am zwanzigsten Tage des Juni im Jahre Ein Tausend Achthundert und sechsundzwanzig Wilfred Montressor aus den Vereinigten Staaten von Amerika, und Zora, die Tochter von Hassan El Barad von mir durch das heilige Band der Ehe vereinigt worden sind.

Johann Schwartz,
Bischof von Damaskus.

Henri Marteau von Bordeaux }
Eben Amarch aus Damaskus } Zeugen.

Das Vorstehende ist die Abschrift eines jetzt vor mir liegenden Papiers.

Zora wurde meine Gattin.

Ich habe nie die entscheidende Handlung bereut, welche das Loos Zora's mit dem meinen verknüpfte; ich gewährte ihr meinen Umgang und meinen Schutz. Dafür vergötterte sie mich. Sie besaß eine seltene Lieblichkeit und gewinnende Anmuth, eine unaussprechliche Zärtlichkeit. Ach, daß keine von diesen Eigenschaften die Flamme der Liebe wieder in meinem versteinerten Herzen zu entzünden vermochte.

Hat es nicht begonnen, sich zu erweichen, sich neu zu beleben — warum sonst diese wehmüthtgen Klagen, die bittern Thränen, womit ich bei ihrer Leiche knie? Warum presse ich meine Lippen auf ihre Marmorstirn? warum hänge ich an der Erinnerung jedes Schmeichelwortes, jeder Liebkosung?

Ich setzte meine Reise durch Syrien, Arabien und Egypten fort. Ich besuchte die Küsten des mittelländischen Meeres und die berühmtesten von seinen herrlichen Inseln. Zora und ihr Vetter Hamet begleiteten mich. Wir hielten uns Monate lang in köstlicher Zurückgezogenheit auf einer von den jonischen Inseln auf.

Ich fand allmälig und ohne es selbst zu ahnen, Interesse an Zora. Ihre Gesellschaft war für mich eine Abwechslung in den Stunden des Ausruhens vom Reisen oder Studiren, wenn düstere und bittere Gedanken auf mich eindrängten; sie war in ihren Gefühlen glühend, in ihren Regungen edel — sehr schön und von scharf unterscheidendem, wenn auch nicht tiefem Verstande. Sowohl Zora wie Hamet waren von dem Wunsche erfüllt, meine Muttersprache zu erlernen. Ich verwendete täglich mehrere Stunden darauf, sie zu unterrichten. Ihre Fortschritte waren sehr schnell. In weniger als zwei Jahren lasen und sprachen sie das Englische mit Leichtigkeit und Geläufigkeit.

Endlich wurde ich des wandernden, unsteten

Lebens müde. Meine Gedanken wendeten sich heimwärts. Ich erforschte die Tiefen meines Herzens und überzeugte mich, daß ich die Straßen meiner Vaterstadt mit Ruhe und Gleichgiltigkeit betreten könne. Mein Entschluß wurde gefaßt.

Jetzt erhob sich eine Frage in Bezug auf Zora, meine schöne georgische Gattin. Sie besaß keine praktische Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen der Gesellschaft in den gebildeten Kreisen von Europa und Amerika. Die Geheimnisse des Putzes und die Künste und Fertigkeiten des modernen, feinen Lebens waren ihr unbekannt. Ich überlegte ernstlich, ob es meine Pflicht sei, sie nach meiner Rückkehr nach New-York sofort in die Gesellschaft einzuführen, sie der Beobachtung und dem Spotte der Neugierigen und Neidischen zu unterwerfen — sie der Leichtfertigkeit der Modegecken und den Impertinenzen der Wüstlinge auszusetzen. Zora wünschte in völliger Zurückgezogenheit zu leben; aber dies rührte hauptsächlich von ihrer unbeschränkten Liebe zu mir her. Ich blieb unschlüssig und nahm mir endlich vor, mich von den Umständen leiten zu lassen.

Seit dem Ende meiner Wanderungen sind mehrere Monate verflossen. Die äußeren Eigenthümlichkeiten des Stadtlebens fingen an, Zora vertraut zu werden. Auch ihr Charakter hob sich täglich mehr zum Maßstabe desjenigen eines voll-

kommenen Weibes empor. Ihr Geist entwickelte neue Kräfte. Achtung und Bewunderung vermischten sich mit den Gefühlen der Zuneigung und Freundschaft, womit ich sie betrachtete. Am letzten Freitag Abends, wo ich in Ihrer Gesellschaft war, verglich ich unwillkürlich die feingebildeten Damen Ihrer Gemächer mit ihr — der abwesenden Georgierin. Ich fühlte, daß ich ihr Unrecht gethan hatte. Ihre Schönheit, ihre Anmuth, die instinktmäßige Zartheit ihrer Gedanken und Handlungen bei allen ihren kleinen Mängeln waren vollkommen hinreichend, um Jene als Freundinnen anzuziehen, oder sie als Nebenbuhlerinnen zu verdunkeln.

Ueberdies bedachte ich, daß ich sie geheirathet hatte, um mich selbst dafür zu rechtfertigen, daß ich ihre ergebene Liebe annahm, und um die Reinheit ihres Rufes vor den Augen der Welt aufrecht zu erhalten. Hatte nicht bereits die Stimme der Verleumdung das Gift ihrer Bosheit gegen sie ausgespritzt?

Ich beschloß Sie, meine liebe Mrs. Willoughby, unverzüglich zu Rathe zu ziehen und Sie zu bitten, meine Orientalin in die Gesellschaft einzuführen.

An demselben Abende wurde jedoch Zora von dem Pfeile des Vernichters, Tod, getroffen. Morgen wird sie auf dem Kirchhofe am Ufer des Hudson ruhen, fern von ihren heimischen Bergen, fern

von dem Grabe ihrer Mutter und der Fürstenburg ihres Vaters.

Heute Nacht wache ich bei ihrer Leiche.

Ich habe wahrhaft geliebt, und ich bin verrathen worden. Zora liebte mich zärtlich, und sie ist todt. Das letzte Glied der Kette, welches mich an die Erfahrungen — ja selbst an den Wunsch — der irdischen Liebe geknüpft hat, ist zerrissen.

Wilfred Montressor."

Die Rückkehr der Mrs. Willoughby in das Gesellschaftszimmer blieb von Mrs. Tracy, die in nachdenklicher Haltung auf einer Ottomane saß, unbemerkt. Der Brief Wilfred Montressor's lag neben ihr auf dem Kissen.

„Sie sind sehr nachdenklich!" sagte Mrs. Willoughby lächelnd zu ihrer Besucherin. „Was ist Ihre Ansicht von dem Benehmen und Charakter meines Freundes Montressor?"

Mrs. Tracy schrak ein wenig zusammen, als sie Mrs. Willoughby's Stimme vernahm; aber sie faßte sich augenblicklich wieder.

„Der Verfasser dieses Briefes," antwortete sie, „ist unzweifelhaft ein Mann von Ehre und Redlichkeit."

„Ich habe Ihnen den Inhalt zu lesen gestattet," sagte Mrs. Willoughby, „weil ich mich fest auf Ihre Verschwiegenheit verlasse, wie er sich auf die meine verlassen hat. Zur passenden Zeit und gegen geeig-

nete Personen werde ich den Ruf Montressor's und der Georgierin von den Vermuthungen und Andeutungen der Verleumdung rechtfertigen. Ich war sehr überrascht, Mrs. Tracy, als ich erfuhr, daß eine Täuschung in der Liebe Wilfred Montressor auf seine Reise nach dem Orient getrieben hatte."

„Die Beweggründe, welche die Handlungen Anderer beeinflussen, werden uns selten offenbart."

„Aber wer hätte die leidenschaftliche Liebe eines so edeln, so hochherzigen, so talentvollen Mannes wie Wilfred Montressor mit Kälte und Verrath vergelten können!"

„Wir wollen ein Mitglied unsers Geschlechts nicht eher verdammen, als bis wir alle Umstände kennen," sagte Mrs. Tracy mit einem schwachen Lächeln.

Ein Diener trat jetzt mit Erfrischungen ein, und kurz darauf erschienen Frederik Willoughby und Alfred Tracy.

Man begann ein allgemeines Gespräch über amerikanische Künstler und deren Leistungen, welches mit der Uebereinkunft endigte, das Atelier des berühmten Malers Vanderlyn zu Anfang der folgenden Woche zu besuchen.

———

Sechstes Kapitel.

Mesmerismus.

„Ein Arzt ist nicht der Herr seiner Zeit, Mr. Montressor," sagte Doktor Everard, als er in seine Bibliothek trat und den Reisenden in einer Folioausgabe der Werke des Paracelsus lesen sah. „Sie werden hoffentlich entschuldigen, daß ich nicht zur bestimmten Stunde zugegen war."

Die Rückkehr des Doktors in seine Wohnung war durch Berufsgeschäfte länger als gewöhnlich verzögert worden.

„Ihre Bücher haben mir es angethan, Doktor," antwortete Wilfred Montressor. „Ich habe in den Schätzen Ihrer Bibliothek aus Hypokrates bis zum Doktor Physik studiert."

„Die Fortschritte der Wissenschaft der Medizin bieten ein interessantes Studium dar," sagte der Doktor. „Die geheimnißvollen Gesetze des mensch-

lichen Organismus entschleiern sich allmälig den Blicken der Philosophen."

„Sie erinnern mich an meine Besprechung mit Ihnen. Wie steht es mit Miß Percy, Doktor?"

„Ich habe gestern einen Besuch in ihrem Hause gemacht und meinen Wunsch ausgesprochen, sie in Gegenwart eines gelehrten Freundes in einen magnetischen Schlaf zu versetzen. Sie zauderte Anfangs, willigte aber endlich, wie sie höflich bemerkte, aus Dankbarkeit gegen mich, ein."

„Zeigte sie viel Widerstreben?"

„Nein, Mr. Montressor, und wenn ich mich nicht irre, so hat die Erwähnung Ihres Namens und Ihrer Stellung in der Gesellschaft sehr viel dazu beigetragen, mir ihre Einwilligung zu verschaffen."

„Und wenn und wo sollen die Experimente stattfinden?"

„Diesen Morgen in ihrer Wohnung, wenn Sie Zeit haben."

Während sie aus der Gegend von Washington-Square nach Prince-Street gingen, erzählte Doktor Everard seinem Begleiter die Umstände seines neulichen Besuchs bei Mrs. Williams. Er war über das tiefe Interesse, welches der Reisende an der Erzählung bewies, erstaunt.

Als die beiden Herren in Miß Percy's Wohnung anlangten, wurden sie in ein hübsches Wohnzimmer oder Boudoir gewiesen, welches mit dem Gesellschafts-

zimmer in Verbindung stand. Miß Percy ruhte, in ein elegantes Morgenkostüm gekleidet, schmachtend au einem Sopha. Als ihre Besucher hereintraten, erhob sie sich graziös, wenn auch dem Anscheine nach mit Anstrengung, um sie zu empfangen.

„Setzen Sie sich, Miß Percy," sagte Doktor Everard freundlich; „Sie sind immer noch schwach."

„Es ist nichts als Mattigkeit, Doktor."

Doktor Everard stellte seinen Begleiter der Dame vor und es erfolgte ein allgemeines Gespräch, in dessen Verlaufe Miß Percy schlau bemerkte:

„Der Schein trügt, Mr. Montressor, und doch urtheilen die Menschen nach dem Scheine. Ich bin seit Jahren bereits beständig mehr oder weniger krank; aber meine Freunde versagen mir oftmals ihre Theilnahme, weil ich nicht mager, blaß und unangenehm werde."

„Sämmtlich Eigenschaften, die Ihnen weder anstehen noch vortheilhaft sein würden," entgegnete Montressor.

Miß Percy blickte ihn fragend an, wendete sich darauf zu Doktor Everard und sagte lächelnd:

„Meine Gesundheit im Allgemeinen verbessert sich täglich. Die Kopfschmerzen und der Schwindel, wovon ich so lange geplagt gewesen bin, weichen der Macht des Magnetismus. Diese Ueberzeugung ist es, welche mich bewegt, mich Experimenten zu unterwerfen, welche für Sie zwar merkwürdig sein mögen, und für mich

angenehm sind; aber doch die Schwäche und Unterordnung meiner Natur beweisen."

„Die Erscheinungen des Mesmerismus sind merkwürdig, wunderbar, beinahe übernatürlich," sagte Doktor Everard. „Ich bemerke die Resultate, kann aber Ursachen nicht befriedigend erforschen."

„Sie bezogen sich auf Gefühle, die Sie unter dem Einflusse des Magnetismus empfinden," sagte Montressor zu Miß Percy; „sind dieselben wirklich angenehm?"

„Der Uebergang aus dem wachen Zustande in den Schlaf ist von einer unbestimmten, peinlichen Unbehaglichkeit begleitet, welcher der gewisser Träume gleicht, in denen die Scenen beständig wechseln. Die körperlichen Organe erstarren allmälig und werden für äußere Eindrücke unempfindlich. Dann ist die der irdischen Fesseln entledigte Seele sich der vollkommenen Freiheit bewußt. Sie schwebt von Blumendüften und dem Schalle von Engelstimmen umgeben, gewissermaßen in einer himmlischen Atmosphäre."

„Das ist Zauberei, Doktor," sagte Montressor; „lassen Sie mich das Geheimniß erblicken, wenn ich es nicht lösen kann."

Doktor Everard zog einen Stuhl an das Sopha und setzte sich vor Miß Percy. Er forderte sie auf, eine ruhige, bequeme Stellung anzunehmen und ihre Augen fest auf ihn zu heften. Hierauf erfaßte der Doktor sanft ihre Hände und drückte den fleischigen

Theil seiner Daumen an den ihren, indem er ihr zu gleicher Zeit fest in ihre dunkeln, strahlenden Augen blickte.

Mehrere Minuten vergingen, ehe das Gesicht der Dame sich im Mindesten veränderte; sie saß aufrecht und unbeweglich da, nur daß sich ihr ruhiges, regelmäßiges Athmen durch das sanfte Wogen ihres Busens kund gab. Endlich breitete sich jedoch eine leichte Röthe auf ihre Wangen. Sie athmete langsamer und ihre Augenlider begannen sich merklich zu senken. Diesen Zeichen des herannahenden Schlafes folgte ein langes Gähnen und beinahe fortwährendes Blinzeln der Augen.

Doktor Everard ließ ihre Hände los, legte seine Daumen auf ihre gesenkten Augenlider und schloß dieselben völlig. Er hielt seine Daumen dreißig bis vierzig Sekunden lang in dieser Stellung, drückte sodann seine Finger und die offenen Flächen seiner Hände sanft auf ihre Stirn und Schläfe, und begann eine Reihe von abwärtsgehenden Bewegungen oder Strichen, welche sich allmälig ausdehnten, bis seine Hände mit einem leichten Drucke von dem Scheitel über ihren Hals, ihre Schultern und Arme bis zu ihren Fingerspitzen streiften.

Der Doktor setzte diese Striche fort, bis die Züge der Miß Percy den ruhigen Ausdruck eines tiefen Schlummers annahmen. Sein fester, durchdringender Blick war fortwährend auf ihre geschlossenen

Lider geheftet. Selbst nachdem das Gähnen und das gelegentliche Zucken der Gesichtsmuskeln völlig verschwunden war, blieb er noch einen bedeutenden Zeitraum hindurch ruhig vor ihr sitzen.

„Kommen Sie her, Mr. Montressor," sagte Doktor Everard endlich, „dies ist der magnetische Schlaf."

Montressor näherte sich ihm. Seine Neugier war wirklich durch die außerordentlichen Resultate der Manipulationen des Doktors erregt worden.

„Es ist entweder eine erstaunliche Thatsache oder ein bewunderungswürdiger Betrug," murmelte er leise.

Die Röthe war von Miß Percy's Wangen gewichen, ihre Augenlider waren geschlossen und ihr Kopf lehnte nicht ohne Anmuth auf ihrer rechten Schulter. Ihre Arme und Hände waren starr und bewegungslos. Montressor erhob die eine ihrer Hände ein wenig und ließ sie plötzlich wieder los — sie fiel wie gelähmt auf das Sopha zurück.

„Die Starrheit der Muskeln, die Kälte der Extremitäten, das Schwächerwerden des Pulses und die Unempfindlichkeit der Nerven sind die unterscheidenden Zeichen des magnetischen Schlafs. Alle diese sind zugegen," sagte Doktor Everard, indem er den Puls der Schlafenden fühlte. „Nicht mehr als sechzig Schläge in der Minute, Mr. Montressor. Die körperlichen Erscheinungen sind merkwürdig, aber im Vergleiche zu den geistigen sind sie von geringer Wichtigkeit. Ich halte mich nicht für berechtigt, im vorliegenden Falle

die Unempfindlichkeit des Nervensystems, durch ein ernsthaftes Experiment zu prüfen. Wenn man leicht auf ihre Hände oder Wangen drückt, so ist kein sichtbares Zeichen davon vorhanden, daß sie die Berührung fühlt.“

„Nicht das Mindeste.“

„Sprechen Sie zu ihr, Mr. Montressor.“

„Hören Sie mich, Miß Percy?“ fragte Wilfred.

„Lauter!“

Montressor wiederholte die Frage zweimal, erhielt aber von der bewußtlosen Schläferin keine Antwort.

„Die geheimnißvolle Einwirkung der Seele auf die Seele ist unerklärlich!“ sagte Doktor Everard. „Durch den Einfluß meines Willens — denn ich lege nur geringes Gewicht auf die Striche oder selbst die eindringliche Anwendung der Gesichtsorgane — habe ich die geistige oder körperliche Thätigkeit eines menschlichen Wesens zum Sympathisiren mit der meinen gezwungen. Meine Wahrnehmungen sind ihre Wahrnehmungen; meine Gedanken sind ihre Gedanken; meine Wünsche und Antipathieen sind die ihren. So lange der magnetische Zustand dauert, werden sich ihre Ideen und Geistesregungen nur durch das Einwirken meines Willens kund geben. Und doch vermag ich diese merkwürdigen Phänomene — das größte Räthsel der modernen Philosophie — auf keine plausible Weise zu erklären. Wenn die Theorien aber auch von einander abweichen, so lügen die Thatsachen doch nicht.“

Doktor Everard nahm Miß Percy's Hand in die seine und fuhr mit leiser Stimme fort:

„Kennen Sie mich, Miß Percy?"

Die Lippen der Schlafenden öffneten sich augenblicklich und sie antwortete vernehmbar:

„Ja, vollkommen."

„Wer bin ich?"

„Doktor Everard."

„Wie fühlen Sie sich jetzt, Miß Percy?"

„Frei und freudig wie ein Vogel, Doktor," sagte Miß Percy mit von einem Lächeln überstrahlten Gesicht.

„Wollen Sie mir erlauben, daß ich Sie mit ihr in Verbindung setze?" sagte Doktor Everard zu dem Reisenden.

„Nein," antwortete Montressor, „ich ziehe vor, nur ein Zeuge Ihrer merkwürdigen Experimente zu sein. Vergessen Sie meine Anwesenheit, wenn Sie es können, Doktor Everard, bis Sie mit denselben durch sind."

Wilfred Montressor setzte sich etwa fünf Fuß von dem Sopha entfernt auf einen niedrigen Schaukelstuhl, so daß ihn seine Stellung in den Stand setzte, die Züge der Miß Percy mit großer Genauigkeit zu betrachten. Er beobachtete mit auf seine Handfläche gelehnter Wange, aufmerksam die Bewegungen des Doktors und dessen Patientin.

Doktor Everard schob den Stuhl, welchen er

während des Magnetisirens der Miß Percy eingenommen hatte, bei Seite. Er ging mehrmals mit langsamen, gemessenen Schritten durch das Zimmer. Endlich blieb er etwa einen Fuß von dem Reisenden entfernt, einige Momente in nachdenklicher Haltung stehen. Er blickte auf das Gesicht der Schlafenden und erhob langsam seine rechte Hand in horizontaler Richtung. Fast in demselben Augenblicke, wo seine Hand sich aufwärts zu bewegen anfing, begann sich auch die Hand der Miß Percy zu erheben. Ein paar Mal sank sie mit einem plötzlichen Rucke wieder zurück, endlich aber wurde sie mit ruhiger, gleichmäßiger Bewegung erhoben, bis sie genau die gleiche Richtung wie die Doktor Everards erreicht hatte.

Hierauf erhob der Doktor seine linke Hand und Miß Percy machte die Bewegung nach.

Die Experimente wurden von Doktor Everard mit wechselndem, aber im Ganzen doch entschiedenem Erfolge fortgesetzt. Er legte die rechte Hand auf seinen Wirbel, dann die linke, dann beide Hände; er faltete seine Hände zusammen, ballte sie zu Fäusten — er erfaßte sein rechtes Ohr mit seiner linken Hand, dann sein linkes Ohr mit seiner rechten Hand! er erhob seine Hand an seinen Mund, als ob er einen Apfel äße; er legte seine rechte Hand bittend auf seine Brust, er erfaßte sein Kinn mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand. In allen Fällen, bis bis auf einen einzigen, wurden die Bewegungen und

Geberden Doktor Everard's mit großer Genauigkeit nachgeahmt.

„Können wir hier eine Täuschung vermuthen?" flüsterte der Doktor seinem Freunde zu. „Es ist offenbar unmöglich, daß sie durch ihre geschlossenen und unbeweglichen Augenlider sieht. Ich werde jedoch den letzten Grund zu einem Zweifel entfernen, indem ich ihr die Augen verbinde."

„Wollen Sie mir erlauben, eine Binde über Ihre Augen zu knüpfen?" fuhr Doktor Everard fort.

„Wie es Ihnen beliebt."

„Nur sehr leicht, Miß Percy," sagte der Doktor, indem er ihr die Binde umknüpfte. „Thut sie Ihnen weh?"

„Nein, Sir."

„Ist Ihre Lage unbehaglich?"

„Vollkommen behaglich."

„Ihr Kopf sinkt schwer herab — so — jetzt ist es besser."

Der Doktor legte ihren rechten Arm so, daß ihr Kopf von ihrer Hand gestützt wurde.

Doktor Everard zog sich um einige Schritte zurück und wiederholte viele von den Bewegungen und Geberden, welche er bei seinen ersten Experimenten angewendet hattet. Miß Percy ahmte sie mit eben so geringem Zögern wie früher nach.

„Es ist nicht körperliche Wahrnehmung und Nachahmung, welche diese Resultate hervorbringt," sagte

der Doktor. „Mein Wille beherrscht der That nach zwei physische Organismen. Die Wirkungen sind seltsam, weil sie den gewöhnlichen Erfahrungen der Menschen widersprechen. Aber an und für sich selbst ist die Kraft meines Willens, wenn sie auf meinen eigenen Organismus wirkt, eben so geheimnißvoll und unerklärlich, wie wenn sie auf den Organismus eines Andern thätig ist."

Der Doktor nahm die Bandage ab, während er diese Worte sprach.

„Nun noch einige Experimente, Mr. Montressor, um die Kraft der köperlichen Sympathie im magnetischen Zustande zu zeigen."

Doktor Everard stand einige Fuß von seiner Patientin entfernt. Er nahm aus seiner Westentasche ein Stück Zimmt von solcher Kleinheit, daß Montressor nicht erkannte, was es war, steckte es in seinen Mund und kaute es ein wenig. Die Schläferin begann fast augenblicklich ihre Lippen und ihren Unterkiefer zu bewegen, als ob sie kaue.

„Schmecken Sie etwas, Miß Percy?" fragte Doktor Everard.

„Ja, Doktor."

„Was ist es?"

„Etwas Angenehmes."

„Nun, was ist es?"

„Eine Art von Gewürz."

„Richtig, Miß Percy; richtig. Aber was für eine Art von Gewürz?"

„Zimmt — es schmeckt wie Zimmt."

„Es ist Zimmt, Mr. Montressor," sagte der Arzt mit einem zufriedenen Blicke.

Jetzt steckte Doktor Everard etwas Tabak in seinen Mund; aber Miß Percy rief hastig:

„Nehmen Sie es hinweg, Doktor; nehmen Sie es hinweg."

„Was giebt es?"

„Stecken Sie keinen Tabak in meinen Mund; der Tabak ist mir vor allen Dingen zuwider."

Hierauf kostete der Doktor ein Stück Orangenschale, sodann zwei bis drei Gewürznelken und darauf etwas Lakrizensaft. Die erstere nannte Miß Percy richtig, die zweiten beschrieb sie als ihr ein beißendes Gefühl verursachend, und das dritte als süß.

„Die Sympathie gesonderter Organismen unter gewissen gegebenen Verhältnissen ist Eines von den verwickeltsten Problemen der Philosophie."

„Es giebt mehrere authentische Beispiele von Zwillingsbrüdern," sagte Doktor Everard, „die zusammen zum Mannesalter aufgewachsen und später in weiter Entfernung von einander am gleichen Tage und zur gleichen Stunde gestorben sind. Waren nicht diese Fälle von dem gleichen allgemeinen Gesetze der Sympathie, wie das im magnetischen Zustande obwaltende, abhängig?"

„Sie gehen über den Kreis meiner Forschungen hinaus,“ antwortete Montressor lächelnd; „nur eine Frage, mein lieber Doktor. Gehört das Hellsehen auch zu Ihrer Theorie von der menschlichen Konstitution?“

„Allerdings, Mr. Montressor.“

Doktor Everard hatte einen goldenen Bleistifthalter zwischen den Daumen und Zeigefinger.

„Was halte ich Ihnen vor, Miß Percy?“ fragte der Doktor.

Die Schläferin murmelte ein paar undeutliche Worte, entgegnete aber endlich:

„Einen goldenen Bleistifthalter.“

Ein Ring und ein seidenes Taschentuch wurden richtig und ohne Zaudern genannt. Eine Lancette beschrieb sie als ein scharfes, schneidendes Instrument.

Der Doktor zog eine hübsche goldene Uhr aus seiner Tasche, blickte auf das Zifferblatt und fragte:

„Wie spät ist es an meiner Uhr, Miß Percy?“

„Zwei Uhr.“

„Genau die Zeit,“ sagte Doktor Everard, indem er dem Reisenden die Uhr zeigte.

Miß Percy preßte ihre Hand gegen ihre Stirn.

„Ein langes Verweilen in dem magnetischen Zustande,“ sagte Doktor Everard, „verursacht stets ein Gefühl von Unbequemlichkeit im Kopfe. Sind Sie von den Experimenten befriedigt, Mr. Montressor?“

„Vollkommen, Doktor,“ antwortete Montressor

mit einem ernsten Lächeln; „erwecken Sie Miß Percy unverzüglich.“

„Sie ist wieder ruhig,“ bemerkte der Doktor. „Die Wahrheit des Hellsehens läßt sich durch die klarsten Beweise demonstriren. Es scheint daraus hervorzugehen, daß das Bild eines Gegenstandes aus dem Geiste des Operirenden nach seinem Belieben auf den des Patienten übertragen wird. Je lebhafter das erste Bild, je kräftiger der Wille ist, desto deutlicher wird auch die Wahrnehmung des Hellsehenden sein. Manche Schriftsteller behaupten, daß im magnetischen Zustande befindliche Personen Gegenstände von dem Willen des Magnetisirenden und seinen zeitweiligen Substituten unabhängig sehen können; aber ich schenke der Behauptung kein Vertrauen. Die Mysterien des animalischen Magnetismus bedürfen der Hilfe falscher Hypothesen nicht, um unsere Ueberraschung und Bewunderung zu erregen.“

Der Doktor näherte sich der Miß Percy und rieb ihre Augenlider leicht gegen ihre Stirn zu. Hierauf ließ er eine Anzahl von Strichen von den Schultern aufwärts folgen. Nach einem kurzen Zwischenraume wurden die Züge der Schlafenden von einer leichten konvulsivischen Bewegung durchzuckt und ihre Augen öffneten sich. Sie erkannte den Doktor Everard und seinen Freund mit einem matten Lächeln.

„Strengen Sie sich nicht mit Reden an, meine

liebe Miß Percy," sagte Doktor Everard. „Ihr Geist bedarf der Ruhe."

Zwei bis drei Stunden darauf ging Montressor, der mit einem Freunde im City Hotel gespeist hatte, langsam auf dem Broadway spazieren und wurde hier in der Nähe von Kanal-Street von Frederik Willoughby und Alfred Tracy eingeholt.

„Tracy und ich sind auf dem Wege nach Denman's Pistolengalerie," sagte Willoughby zu dem Reisenden. „Wollen Sie sich uns anschließen, Mr. Montressor?"

„Soll ein Duell stattfinden?" fragte Montressor.

„Nur eine Geschicklichkeitsprobe," antwortete Alfred Tracy. „Es handelt sich um eine kleine Wette von einer Flasche Burgunder für den Besten unter zehn Schüssen."

Montressor begleitete die jungen Männer nach der Pistolengalerie an der Ecke von Canal- und Elm-Street. Als sie dorthin kamen, waren keine Besucher zugegen. Sie wurden von einem höflichen, gefälligen Manne empfangen, dessen Beschäftigung es war, für die Kunden, welche die Galerie besuchten, um sich im Pistolenschießen zu üben, die Scheiben aufzustellen und die Pistolen zu laden.

„Sie haben mich herausgefordert, Willoughby," sagte Alfred Tracy; „feuern Sie zuerst und zeigen Sie mir, was ich thun muß, um die Wette zu gewinnen."

„Ganz recht. — Duellpistolen, Aufwärter! Wir feuern auf Commando, Tracy, ohne besonders zu zielen."

„Angenommen."

„Die Pistolen sind geladen, Sir," sagte der Aufwärter, indem er Mr. Willoughby ehrerbietig ein Pistol überreichte.

Eine kleine Karte mit einem schwarzen Punkte in der Mitte, welcher von schwarzen, kreisförmigen Linien umgeben war, wurde in etwa vierzig Schritte Entfernung auf ein hölzernes Gerüst gesteckt.

Frederik Willoughby feuerte, sobald das Wort gegeben wurde und die Kugel streifte den äußern Rand der Karte.

„Versuchen Sie es noch einmal, Willoughby; das ist nicht genug," sagte Alfred Tracy.

„Der erste Schuß, Alfred. Ich dachte, daß ich ganz fehlen würde. Warten Sie bis ich ein wenig ruhiger geworden bin, und dann werde ich's schon besser machen."

Nachdem die zwanzig Schüsse vorüber waren, wurden die Karten besichtigt und Alfred Tracy als Gewinner der Wette ausgerufen, da eine von seinen Kugeln dem Rande des mittelsten Punktes bis auf einen viertels Zoll nahe gekommen war, während sich der nächste Schuß Willoughby's dreiviertel Zoll von diesem Punkte entfernt befand.

„Das wäre für den Burgunder, Willoughby,“ rief Alfred Tracy.

„Meine Schüsse stehen den Ihren nach, Alfred, das bekenne ich,“ antwortete Willoughby, worauf er sich zu dem Reisenden wendete, welcher ruhig den Fortgang und das Ende des Wettstreites angesehen hatte und hinzufügte: „Wollen Sie nicht ein paar Schüsse thun, Mr. Montressor, und vielleicht Tracy's Triumph vermindern, indem Sie uns Beide übertreffen.“

„Einen einzigen Schuß,“ sagte Montressor, um ein paar Schritte vortretend. „Es hat eine Zeit gegeben, wo ich zu dem Rufe eines guten Schützen berechtigt war. In Göttingen habe ich, während ich auf der dortigen Universität studierte, den Preis gegen Hunderte von Bewerbern davongetragen. Aber ein scharfes Auge und eine feste Hand sind noch nichts, wenn sie nicht von Uebung unterstützt werden.“

„Eins — Zwei — Drei — Feuer!“

„Sie haben die Karte gefehlt,“ sagte Willoughby etwas übereilt.

„Ich glaube nicht,“ erwiederte Montressor ruhig.

„Wahrhaftig,“ sagte der junge Mann, „die Kugel hat das schwarze Centrum durchbohrt.“

„Jeder von diesen Schüssen,“ bemerkte Alfred Tracy, indem er auf die Löcher deutete, welche den schwarzen Punkten in der Papierscheibe am nächsten

waren, würde seinen Mann eben so gut getödtet haben, wie der Mr. Montressor's."

„Das Pistolenschießen ist eben so harmlos wie jede andere Geschicklichkeitsprüfung," sagte Frederik Willoughby. „Wir Alle sind nicht blutdürstig."

„Vielleicht wohl nicht blutdürstig; aber es ist besser zu tödten, als getödtet zu werden."

„Das Dilemma kommt selten vor."

„Würden Sie sich nicht auf ein Duell einlassen, wenn Sie herausgefordert oder beleidigt würden?" fragte Alfred Tracy.

„Das kann ich nicht bestimmt beantworten. Meine Mutter betrachtet das Duelliren als nur um wenig besser wie Mord und hat mich es ebenfalls mit Abscheu betrachten gelehrt. Und doch ist es selbst für die Aufrechterhaltung von Grundsätzen furchtbar, als Feigling gebrandmarkt zu werden."

„Ich bin aus Grundsätzen zu Gunsten des Duells. Auf welche Weise kann ein Gentleman ihm widerfahrenes Unrecht rächen, oder einem Andern, dessen Ehre er verletzt hat, Satisfaktion ertheilen?"

„Meiner Ansicht nach," meinte Willoughby, „läßt ein Streit zwischen Gentlemen stets eine freundschaftliche Ausgleichung zu. Eine offene und vollständige Entschuldigung wegen eines begangenen Unrechts ist die beste Vergütung, welche ein Gentleman gewähren kann."

„Es giebt jedoch manches Unrecht, welches keine

Entschuldigung, selbst die offenste und demüthigste nicht wieder gut zu machen vermag."

„Zum Beispiele?"

„Ein Schlag, Frederik. Nur Blut vermag für einen Schlag Vergütung zu gewähren."

„Wenn aber ein Gentleman eine Entschuldigung anböte und sich weigerte, sich zu schlagen?"

„So würde ich ihn als Feigling brandmarken. Ich würde ihn auf der Straße niederschießen, wie einen Hund."

„Sie sind ein wahrer Feuerfresser, Tracy," sagte Frederik Willoughby lachend. „Wenn Sie im Ernste sprächen, so würde ich auf Sie ungehalten sein."

„Ich habe nie ernsthafter gesprochen," antwortete der junge Mann höhnisch, „und meine Thaten werden es beweisen, wenn ich je auf die Probe gestellt werden sollte."

„Was sind Ihre Ansichten in Bezug auf das Duelliren, Mr. Montressor?" sagte Willoughby fragend.

„Es ist ein barbarischer Gebrauch," antwortete Jener; „aber er läßt sich vielleicht in extremen Fällen vertheidigen. Die Schmach eines Schlages erscheint mir noch nicht so unverzeihlich wie eine der weiblichen Reinheit und Würde zugefügte Kränkung."

Alfred Tracy betrachtete die Züge Montressor's mit einem forschenden Blicke und entgegnete darauf nachläßig und kalt:

„Weiber sind stets gute Beute."

„Kein Mann von Ehre wird ein Weib beleidigen. Die feige Impertinenz eines Wüstlings verdient eine gehörige Strafe.“

„So viel ich bemerkt habe,“ sagte Alfred Tracy, „sind Wüstlinge die Günstlinge des schönen Geschlechts, und heutzutage, Mr. Montressor, werden mehr Blicke auf sie verschossen als Kugeln. Nur wenige Frauenzimmer betrachten eine leidenschaftliche Liebeserklärung als eine Beleidigung, und Diejenigen, welche es thun, werden sich selten beklagen, wenn ihre kühnen Liebhaber den berühmten Herzog von Richelieu nachahmen, ihre Schlafzimmer erstürmen und sie mit Gewalt besiegen.“

„Das wird immer schlimmer und schlimmer, Tracy,“ sagte Frederik ernst. „Sie sind ein Fürsprecher des Duells und entschuldigen den Libertinismus. Was wird noch weiter kommen?“

„Speisen Sie nächsten Dienstag mit mir bei Delmonico,“ sagte der junge Mann lachend, „und trinken Sie mit mir ein Glas Champagner auf meine jüngste und herrlichste Eroberung, oder wenigstens, Willoughby,“ fuhr Tracy seine Stimme senkend fort, „oder auf eine schnelle und glückliche Reise nach China. Bleiben Sie um alter Zeiten willen nicht aus.“

Der junge Mann richtete höflich, aber mit unverkennbarer Kälte und Förmlichkeit die gleiche Einladung an Wilfred Montressor, worauf die Drei die Pistolengalerie verließen und sich kurz nachher trennten.

Siebentes Kapitel.

Die Sieben versammeln sich — aber wo?

Nicht im achteckigen Gemach mit seinen glänzenden Verzierungen, seinen bedeutsamen Emblemen und merkwürdigen Instrumenten wurde die zweite Versammlung der Sieben gehalten.

Nicht in glänzende Ceremoniengewänder waren die Sieben gekleidet; nicht an massive Stühle um den runden Tisch wurden sie geführt.

In der Mitte eines Gartens, beinahe im Centrum der Stadt, stand ein sonderbar gebautes, altes Sommerhaus. Auf drei Seiten waren die Wände aus Stein und völlig undurchbrochen, außer die Wand auf der Ostseite, in welcher man eine schmale Thür erblickte. Gegen Westen senkte sich das Dach tiefer als auf den andern Seiten herab und wurde durch Säulen aus knorrigen Fichtenstämmen getragen.

Durch die schmale Thür auf der Ostseite traten

die Sieben, Einer nach dem Andern von dem Knaben Hamet geführt, in das Sommerhaus. Draußen waren die verschlungenen Gartenwege, das Gebüsch und die Bäume im schwachen Sternenschimmer sichtbar; aber im Innern war die Finsterniß selbst nach der offenen Säulenhalle zu vollkommen.

Die Sieben stießen, sich blind durch die Finsterniß tastend und über die Unebenheiten des Fußbodens des Sommerhauses strauchelnd, auf eine Gruppe von hölzernen Sesseln und Strohstühlen, auf denen sie sich niederließen.

Und in der Nähe der offenen Säulenhalle erschallte eine seltsame Stimme.

„So,“ sagte sie, „in Dunkel und Ungewißheit tasten und straucheln die Bewohner der Erde auf ihrem Wege und ruhen träge im Schooße des Vergnügens. O, müde Forscher, der Pfad liegt offen vor Euch da, und doch wißt Ihr es nicht.“

Die seltsame Stimme schwieg und sogleich darauf redete Einer von den Sieben die Uebrigen in verstellten Tönen an.

„Brüder, der Siebente ist stets in Eurer Mitte.“

Die seltsame Stimme sprach:

„Der Siebente besitzt den Schlüssel zu den Mysterien der Sieben.“

Wilfred Montressor — der Siebente — fuhr fort:

„Brüder, der Fluch der Gesellschaft ist die Täuschung und Lüge. Betrüger und Lügner sitzen in den

Tribunalen der menschlichen Gerechtigkeit, auf den Bänken von Parlamenten und Senaten, in den Palästen von Königen, in den Tempeln Gottes."

„Deshalb gehen Herrschergeschlechter unter, werden Senate verderbt und verfallen Nationen und werden vergessen."

„Wenn heute Nacht falsche Brüder, statt der wahren, unter uns sind, so wird sie der Schlüssel entdecken."

Und die seltsame Stimme sprach:

„Wiederhole ein Jeder seiner Zahl nach hörbar die Losung des Abends."

Und die sieben Personen sprachen, mit dem Ersten beginnend, der Reihe nach die Worte:

„Merkt —"

„Ihr —"

„Strebt —"

„Ewig —"

„Recht —"

„In —"

„Ehren."

„Brüder," sagte Montressor, „die Anfangsbuchstaben der Worte sind der Schlüssel, und der Schlüssel heißt Mysterie."

„Ihr seid die echten Brüder des geheimen Ordens der Sieben."

„Merkt! Ihr strebt ewig recht in Ehren."

Als Montressor die Worte langsam und deutlich

aussprach, bemerkte er durch den offenen Raum zwischen den Stämmen ein Licht, welches dem eines Sternes glich. Die fernen Strahlen durchdrangen die dichte Finsterniß, aber sie waren zu schwach und zu weit entfernt, um das Innere des Sommerhauses zu erhellen.

„Brüder, die Nacht der Unwissenheit umgiebt uns und die Wahrheit wirft gleich einem Sterne ein schwaches Licht auf unsern Pfad.“

„Suchen wir nicht nach der Wahrheit?“

Und die fremdartige Stimme von Außen rief:

„Wer ist der, welcher nach Wahrheit sucht?“

Die Sieben saßen schweigend da und die fremdartige Stimme sagte von Neuem:

„Wer ist der, welcher nach Wahrheit sucht?“

Die Sieben saßen immer noch schweigend da — und die fremdartige Stimme wiederholte zum dritten Male die Frage:

„Wer ist der, welcher nach Wahrheit sucht?“

Jetzt sagte Montressor zu seinen Gefährten:

„Antwortet, Brüder!“

Und der Erste der Sieben entgegnete:

„Der Mann von Muth — denn die Wahrheit ist eine Königin, die in Gebirgsfesten thront, und wer sie sucht, muß sie mit Sturm nehmen.“

Und der Zweite entgegnete:

„Der Mann der That — denn die Wahrheit gleicht der Antilope der Wüste, die vor ihren Ver-

folgern flieht, und wer sie sucht, muß schnellfüßig und geschickt sein."

Und der Dritte antwortete:

„Der Mann der Klugheit — denn die Wahrheit ist ein kostbares Juwel, und wer sie sucht, muß klug auf dem großen Markte der menschlichen Erfahrung um sie handeln."

Und der Vierte entgegnete:

„Der Mann der Ordnung — denn Wahrheit ist Gesetz und Gesetz ist Ordnung, und wer Wahrheit sucht, muß ihr auf den Pfaden der Ordnung nach dem Tempel des Gesetzes folgen."

Und der Fünfte entgegnete:

„Der Mann von feinem Gefühl — denn die Wahrheit ist der gemeinen Menge und den Verderbten unsichtbar, und wer sie sucht, muß ein Gentleman sein."

Und der Sechste entgegnete:

„Der Mann der Wissenschaft — denn die Wahrheit entspringt aus dem Ewigen und ist in das Gewand des Universums gekleidet — und der sie sucht, muß das Geistige verehren und das Körperliche deuten."

„Ihr habt ein Jeder nach seiner Natur geantwortet, Brüder," sagte Montressor immer noch mit verstellter Stimme.

„Muth, Thätigkeit, Klugheit, Ordnung, feines Gefühl, Wissenschaft — in der Vereinigung dieser Dinge, die Anderen nur durch ihre Resultate sichtbar wird, liegt die Macht der Sieben."

„Wer sucht Wahrheit durch Muth?“

Und die fremdartige Stimme antwortete:

„Der Erste.“

„Wer sucht Wahrheit durch Thätigkeit?“

Die fremdartige Stimme antwortete:

„Der Zweite.“

Und auf die gleiche Weise fuhr der Siebente fort, bis die Frage erschallte:

„Wer sucht die Wahrheit durch die Wissenschaft?“

Die fremdartige Stimme antwortete:

„Der Sechste.“

„Brüder, seid Ihr zufrieden? Der Siebente ist stets in Eurer Mitte. Seid Ihr zufrieden, seinen Willen zu thun?“

Die sechs Personen blieben stumm, und der Sprechende fuhr fort:

„Ihr seid neugierig, Brüder! Hört die Thaten der Sieben an.“

Und die fremdartige Stimme sprach:

„Hört!“

„Seid nicht zu neugierig.“

„Wissen ist Macht, aber Macht sichert nicht immer das Glück.“

„Die Myriaden menschlicher Wesen handeln beständig nach dem Triebe des Gefühls, aus Hoffnung, aus der bloßen Nothwendigkeit des Handelns. Schlimm würde es für den Landmann sein, wenn er beim Ausstreuen seines Samens wüßte, daß der Ertrag desselben

durch die Sonne verdorren und durch den Regen vermodern sollte."

„Schlimm würde es für den Soldaten sein, wenn er beim Auszuge im Stolze der Manneskraft, um auf dem Schlachtfelde Ruhm zu gewinnen, wüßte, daß ein zehrendes Fieber oder eine plötzliche Pestilenz ihn tödten sollte."

„Schlimm würde es für die Mutter sein, wenn sie wüßte, daß der Säugling, den sie so zärtlich liebkos't und so stolz aufzieht, zum Mannesalter erwachsen sollte, um unter dem Volke zur Schmach und zum Vorwurfe für sie zu werden."

Die fremdartige Stimme sprach:

„Die Zukunft ist dem Menschen weislich verborgen, aber die Vergangenheit ist ein Spiegel, worin er sie neblig erblicken kann."

Montressor fuhr fort:

„Hört die Thaten der Sieben an."

* * *

* * *

„So soll es beständig sein."

„In den Tagen, die da kommen, wie in den Tagen, die da vergangen sind, werden die Sieben dem in Krankheit oder Noth schmachtenden Bruder helfen."

Von außen erschallte die fremdartige Stimme:

„Die Sieben werden ihm helfen."

„Kommt ein Bruder durch Gewalt oder List, offener

oder versteckter Feinde in Gefahr seiner Person oder seines Eigenthums — die Sieben werden ihm helfen."

Von Neuem erschallte das Echo:

„Die Sieben werden ihm helfen."

„Wenn sich ein Bruder bestrebt, Reichthum und Ansehen unter seinen Nebenmenschen zu erwerben, — die Sieben werden ihm helfen."

„Die Sieben werden ihm helfen."

„Wenn einem Bruder tiefes und unwiderbringliches Unrecht geschieht, wenn ihn Verleumder angreifen oder Heuchler ihn verrathen, — die Sieben werden ihm helfen."

„Die Sieben werden ihm helfen."

„Brüder, das Licht der Wahrheit ist vor Euch, die Nacht des Irrthums ist hinter Euch und auf Euern beiden Seiten."

„Geht Einer nach dem Andern hinaus und sucht das Licht."

„Fürchtet nicht — zweifelt nicht — säumet nicht."

Nachdem sich die sechs Personen entfernt hatten, sprachen Montressor und Hamet noch eine kurze Zeit lang in dem Sommerhause mit einander.

„Die Thaten der Sieben — die Enthüllungen der Sieben — sind sie nicht in den Büchern dieser Chronik verzeichnet?"

Achtes Kapitel.

Die Rettung. — Das Geständniß.

Wilfred Montressor schritt nachdenklich durch eine dunkle, schmale Straße auf Canal-Street zu. Als er in die Nähe des Broadway kam, wurde seine Aufmerksamkeit durch das Geschrei und Rufen von Männern und Knaben erregt, welche in großer Verwirrung hin und her liefen.

„Feuer! Feuer! Feuer!"

Die Flammen brachen aus den untern Fenstern eines Wohngebäudes im Broadway.

Lauter noch als das Geschrei der sich sammelnden Menge erschallte die entfernte Alarmglocke, welcher in Kurzem das Rasseln der Feuerspritzen folgte, die in fliegender Eile von den rüstigen Spritzenleuten über das Pflaster gezogen wurden.

Das Drängen der Zuschauer wuchs, bis die Straße zu beiden Seiten des brennenden Hauses von

der Versammlung gestopft war. Ein wildes, imposantes Schauspiel. Seht, die breite Straße mit ihren hier glänzend erleuchteten, dort undeutlich sichtbaren, herrlichen Gebäuden; die Menschenmenge mit ihren zu der Feuersbrunst erhobenen Gesichtern — die durch ihre Lederhelme und rothen Flanellhemden ausgezeichneten, kühnen, waghalsigen Spritzenleute, die in der Gluth des brennenden Hauses schimmernden Spritzen — die purpurnen Flammen, welche jetzt mit unwiderstehlicher Wuth durch Thüren und Fenster schießen und jetzt wieder blendend, aber zerstörend an dem Holzwerke hinschleichen — die Dutzende von verwirrten und aufgeregten Männern, die aus den umliegenden Häusern reichen, kostbaren Hausrath schleppen und in unregelmäßige Haufen auf der Straße zusammenschichten.

Die Spritzenleute griffen das wüthende Element — ihren alten Feind — mit Tapferkeit und Entschlossenheit an. — Aber es zeigte sich bald, daß das Haus, worin das Feuer ausgebrochen war, nicht gerettet werden konnte. Die Flammen hatten das zweite Stockwerk erreicht und begannen bereits die anstoßenden Gebäude zu belecken. Die Rettung dieser Gebäude und damit das Aufhalten der Feuersbrunst war das Augenmerk der Spritzenleute.

In diesem Augenblicke erschreckte ein lautes Geschrei aus einem Fenster des obern Stockwerks des brennenden Hauses die ungeheure Menge der Zuschauer

auf der Straße. Man sah deutlich die Gestalt eines Weibes in Nachtkleidern am Fenster stehen.

„Eine Leiter! eine Leiter!“ riefen hundert Stimmen.

Die Spritzenleute hörten einen Augenblick auf, ihre Maschinen spielen zu lassen und es wurde eine große Leiter aufgerichtet, deren oberes Ende beinahe bis an das Dach des Gebäudes reichte. Hierauf erstieg ein starker Spritzenmann behende einen Theil der Leiter.

„Schnell, schnell!“ riefen die Stimmen von unten, „sonst muß die Frau verbrennen.“

Der Spritzenmann eilte aufwärts, ehe er aber noch die Hälfte der Entfernung bis zum dritten Stock erstiegen hatte, wurde er von den Flammen versengt und vom Rauche geschwärzt zurückgetrieben.

Einer seiner Kameraden machte einen ähnlichen Versuch und beharrte darin, bis seine Hände von den erhitzten Sprossen der Leiter mit Blasen überdeckt und sein Haar und seine Augenbrauen vom Feuer versengt waren. Aber auch er wurde zurückgetrieben.

Ein neuer Schrei.

„Sie wird umkommen!“ murmelte das Volk.

In diesem Augenblicke drängte sich ein Mann durch die aufgeregte Menge und stürmte auf die Leiter zu. Er trug die Kleidung eines Bürgers, sein Rock war fest bis an den Hals zugeknöpft, seine Hände durch dicke Lederhandschuhe und sein Gesicht mit einer Art

von Maske beschützt. Er stieg mit einer entschlossenen Haltung, welche das auf seinem Pfade wüthende, zerstörende Element herauszufordern schien, die Leiter hinauf. Die aufgeregte Menge rief ihm zu:

„Hinauf! hinauf!“ und die Spritzenleute stumpften die scharfen Zungen der Flammen durch ein plötzliches Spielenlassen ihrer strömenden Schläuche ab. Für den Augenblick war er den Augen der Menge in der Rauch- und Feuerumhüllung verschwunden und die versammelten Tausende schwiegen in athemloser Spannung.

„Da ist er!“ riefen Alle, als man seine Gestalt auf der Leiter oberhalb der dichten Rauchwolke entdeckte.

Unter dem ermunternden Zurufe der Zuschauer sprang der Waghals durch das offene Fenster in das Zimmer und stand neben der Frau.

Noch lauter erhoben sich die Rufe, als die Beiden auf dem Dache des Hauses zum Vorscheine kamen.

„Da sind sie! da sind sie!“

Der kühne Mann führte die Frau langsam und vorsichtig über die Dächer des anstoßenden Gebäudes nach einem sichern Orte.

Wilfred Montressor verließ die aufgeregte Zuschauerversammlung und schritt den Broadway hinab, bis er die nordöstliche Ecke von Chambers-Street erreichte. An der ihm gegenüberliegenden Ecke bemerkte er die Gestalt eines nachlässig an einem Later-

nenpfahle lehnenden Mannes. Er näherte sich demselben mit halb hinter einem schwarzseidenen Tuche verstecktem Gesichte und sagte mit verstellter Stimme:

„Die Sterne funkeln, Mr. Masters.“

„Sie haben das Wort,“ entgegnete der Polizeibeamte; „aber wer sind Sie?“

„Ich bin der Siebente.“

„Folgen Sie mir.“

Mark Masters trat in den Park und schritt auf das Gefangnenhaus zu. Als sie dasselbe erreichten, begab er sich nicht nach der Hauptthür, sondern ging die Rückseite des düstern Gebäudes entlang nach einem Seitenpförtchen, welches häufig bei der Aufnahme und Entlassung von Gefangenen benutzt wurde. Er zog ziemlich stark an der Klingel und die schwere Thür wurde von einem der Schließer, einem kräftigen, korpulenten, stierhalsigen Manne mit langen Armen, breiten Schultern und einem großen Kopfe, welcher mit dichtem, krausem Haare bedeckt war, geöffnet.

„Donovan,“ sagte der Polizeibeamte mit einer bedeutsamen Geberde zu dem Schließer, „dies ist der Herr, über welchen ich den Richter Hopson heute Nachmittag in Ihrer Gegenwart befragt habe. Er wünscht mit Simonson, dem Räuber zu sprechen. Haben Sie die Güte, ihn in die betreffende Zelle zu führen.“

„Ja, Mr. Masters,“ antwortete der Schließer.

„Mike Donovan ist ein kluger Mann,“ sagte der Polizeibeamte zu seinem Begleiter, „ein zuverlässiger

Mann, der sein Geschäft versteht. Ich lasse Sie in seinen Händen.“

Der Polizeibeamte entfernte sich und Wilfred Montressor schritt über die Schwelle des Gefängnisses und nahm das Tuch, wovon seine Züge halb versteckt gewesen waren, vom Gesichte.

„Es ist draußen kühl,“ sagte der Reisende wie zur Entschuldigung der Anwendung eines Kinnwärmers, „aber die Luft in diesen Räumen ist warm und schwül.“

„Weder ehrliche Männer noch Schelme lieben es, sie zu athmen,“ sagte der Schließer lachend. „Ich bin aber überzeugt, daß sie nichts schadet, denn ich habe sie lange genug eingeschluckt.“

Der Schließer nahm eine Lampe von einem fichtenen Tische in der Nähe des Eingangs, und führte Wilfred Montressor durch einen langen Korridor oder Gang, zu dessen beiden Seiten sich in regelmäßigen Entfernungen kleine Thüren befanden, die zu eben so vielen Zellen für Gefangene Zugang gewährten. In einer Entfernung von fünf bis sechs Schritten vom Anfange des Korridors, wurde die Aufmerksamkeit des Reisenden durch ein leises, stöhnendes Weinen erregt, welches aus dem Luftloche in einer von den Zellen hervordrang.

„Der Bursche nimmt sich's sehr zu Herzen,“ antwortete Mike Donovan auf einen fragenden Blick Montressor's. „Er ist in seinem Geschäfte noch ein

Neuling und vergangene Nacht in Gesellschaft mit Ihrem Manne, Simonson, gefangen worden."

„Sein Name?" fragte Montressor kurz.

„Williams — ja — Williams."

„Schließen Sie die Thür dieser Zelle auf einen Augenblick auf, ich will mit ihm sprechen, ehe ich Simonson besuche."

„Meine Befehle erstrecken sich nur auf Hugh Simonson," sagte der Schließer, „es wird wohl Alles in Ordnung sein, Sir?"

Montressor antwortete nur mit einer kleinen Geberde; aber die Züge Donovan's erhellten sich augenblicklich und er schloß ohne weitere Einwendungen die Zellenthür auf und ließ ihn ein.

Als Montressor und der Kerkermeister in die Zelle traten, sprang Andrew Williams von dem Strohsacke, worauf er lag, empor, faltete seine Hände und fragte begierig:

„Sagen Sie mir — sagen Sie mir, ob ich des Einbruchs oder des Mordes angeschuldigt bin."

„Des Mordes?" sagte Donovan, der Schließer, mit fragendem Tone.

„Ja," rief der Gefangene wie im Fieber zitternd; „ist der Polizeidiener todt? — der, welcher von Simonson gestochen wurde?"

„Eben so wenig wie Ihr oder ich," entgegnete der Schließer. „Milman wird in ein paar Tagen

seinen Dienst wieder antreten, der Stich war nur eine Fleischwunde in der Brust.“

„Gott sei Dank!“ rief Williams freudig. Aber er versank fast augenblicklich wieder in seinen früheren Zustand und murmelte hörbar: „Aber ich bin ein Mörder, denn ich habe meine arme Frau getödtet.“

„Ihre Frau lebt,“ sagte Montressor mit freundlichem Tone.

„Haben Sie sie gesehen, Sir?“ fragte der Gefangene zitternd.

„Nein, Mr. Williams, ich habe meine Nachricht von dem Arzte, der sie behandelt.“

„Ist sie wohler, Sir? — sagen Sie mir das um Gottes willen.“

„Doktor Everard spricht ermuthigend.“

„Man hat mich von ihrem Krankenlager hinweggenommen,“ sagte Andrew Williams; „man hat uns auf ewig getrennt; aber es ist meine eigene Schuld. Ich kann nur mich selbst anklagen.“

„Antworten Sie mir auf eine Frage, Williams. Seit wie lange sind Sie ein Kamerad Hugh Simonsons?“

„Ich bin es bis vergangene Nacht nie gewesen, Sir, nie!“

„Haben Sie früher keine Verbindung mit seinen Verbrechen — keine Kenntniß davon gehabt?“

„Wahrhaftig, Sir, das habe ich nicht. O, es

ist furchtbar, von meiner sterbenden Frau auf ewig fortgerissen zu werden."

„Wenn Sie Bürgschaft erlangen könnten," bemerkte Montressor, „so würde man Sie bis zum Tage der Gerichtsverhandlung in Freiheit lassen."

„Wer würde für einen armen Mann, wie ich, bürgen wollen?" antwortete der verzweifelnde Gefangene. „Es war die Armuth, Sir, die mich dazu getrieben hat — sie war es in der That. Ich hätte gern gearbeitet, um mein Brod zu verdienen. Ich habe nicht nach dem Reichthume irgend eines Menschen verlangt. Ich bin durch die Gefahr des Verhungerns zu diesem falschen Schritte getrieben worden, und habe mich außerdem überreden lassen. Und doch Sir, glaube ich nicht, daß ich im Stande gewesen wäre, das durch den Einbruch erlangte Geld in Gebrauch zu nehmen, wenn ich auch davon gekommen wäre; ich habe heute daran gedacht, als die Thorheit und Gottlosigkeit meines Benehmens vor mir aufstieg."

„Wenn Sie feierlich versprechen wollen, sich von jetzt an jeder Unredlichkeit zu enthalten, so soll Ihre zeitweilige Befreiung aus dem Gefängnisse bewirkt werden."

Andrew Williams sank mit von Thränen überströmenden Augen auf seine Knie und gab mit bebender Stimme das verlangte Versprechen.

„Sorgen Sie für den armen Burschen, Mr. Do-

novan," flüsterte Montressor dem Schließer zu, „die Natur hat ihn nicht zu einem Diebe bestimmt."

Die Zelle Hugh Simonsons stieß dicht an die, worin Andrew Williams verwahrt wurde.

„Hollah Simonson," sagte der Schließer, als er in die Zelle des Räubers trat, „ein fremder Herr wünscht mit Euch zu sprechen."

Der Räuber war der Länge nach auf einer schmalen Matratze ausgestreckt, und sein Gesicht in das spärliche Bettzeug vergraben. Sein Rock hing über der Lehne eines gebrechlichen hölzernen Stuhles, aber sonst befand er sich in seiner gewöhnlichen Kleidung.

„Ein fremder Herr!" murmelte der Dieb. „Wenn ich mit einem silbernen Löffel im Maule geboren wäre, so könnte ich selbst ein Herr sein."

Hugh Simonson wendete sich auf seinem Lager um und erhob sich halb auf den einen Arm. Sein grobes, verworrenes Haar — seine blutunterlaufenen Augen, seine aufgeschwollenen, entstellten Züge — und der wilde, beinahe dämonische Ausdruck seines Gesichts waren im höchsten Grade zurückstoßend. Er betrachtete den Kerkermeister und Montressor mit einem bösartigen Blicke und fragte mit rauher, mißtöniger Stimme:

„Was wollt Ihr von mir?"

„Ich werde Sie mit ihm allein lassen!" flüsterte der Schließer Montressor zu. „Wenn Sie fortgehen wollen, so klopfen Sie leicht an die Thür der Zelle, und ich werde Sie dann sogleich herauslassen."

Donovan übergab Montressor die kleine Lampe, welche er trug und entfernte sich, indem er die Thür hinter ihm verschloß.

Der Schall der sich schließenden Thür und das Knarren der Riegel weckten Simonson völlig aus der Betäubung seines unruhigen Schlummers. Er brachte mit einer unbehilflichen Bewegung seine Füße auf den Boden und nahm auf dem Rande der Bettstelle eine sitzende Stellung an.

„Was verlangt Ihr von mir?“ wiederholte der Räuber, indem er Montressor mit halb mißtrauischem, halb herausforderndem Blicke anstierte. „Seid Ihr ein Pfaff oder ein Advokat?“

„Keines von beiden.“

„Ich glaube nicht an den Teufel,“ sagte der Verbrecher roh, „und ich habe kein Geld, so daß ich der Dienste des Einen nicht bedarf und die des Andern nicht bezahlen kann.“

„Eure Laufbahn der Schurkerei und des Verbrechens hat die Stimme des Gewissens noch nicht gänzlich erstickt.“

„Des Gewissens!“ rief Hugh Simonson heftig. „Wenn Ihr mich aus diesen Steinmauern schafft, so lache ich des Gewissens.“

„Jede Stunde der Kerkerhaft wird seinen Stachel verschärfen,“ sagte Wilfred Montressor. „Die Ereignisse der Vergangenheit werden sich bei Tage wie bei

Nacht in furchtbaren Erinnerungen und schaurigen Träumen bei Euch einstellen."

„Was habe ich mehr als Andere gethan!" sagte der Räuber frech. „Die Welt war mir meinen Lebensunterhalt schuldig, und ich habe ihn genommen. Die übrigen Menschen verfolgen dasselbe Ziel, nur daß sie sich auf Lug und Trug statt auf Gewalt verlassen."

„Die Kasuistik der Diebe und Räuber mag sie in ihren eignen Augen rechtfertigen, wenn sie das Eigenthum Anderer entwenden, aber kein Mensch kann ruhig schlafen, wenn die Schuld eines Mordes auf ihm lastet."

Simonson warf einen ängstlichen, unruhigen Blick auf den Sprechenden.

„Seid Ihr hierher gekommen, um mich zu schrecken?" sagte der Räuber, indem er sich anstrengte ruhig und entschlossen zu erscheinen.

„Nicht um Euch zu erschrecken, Hugh Simonson," antwortete Montressor, indem er seine Augen auf den Verbrecher heftete, „sondern um Euch zu sagen, daß Eure Sünde nicht nur Gott, sondern auch den Menschen bekannt ist, und um Euch den Todeskampf Eures unschuldigen Opfers in das Gedächtniß zu rufen."

Simonsons Gesicht veränderte sich merklich, als er die Worte seines Besuchers vernahm und er antwortete mit bebender Stimme:

„Ich habe ihn zur Nothwehr getödtet."

„Ihn! — wen?“

„Den Polizeidiener — vergangene Nacht.“

„Ich spreche nicht von ihm. Der Polizeidiener ist nicht todt, sondern von ihr — von Zora.“

Der Dieb erhob sich vom Bette und blickte Montressor mit der Miene unverhohlenem Erstaunens an.

„Ein Weib!“ stammelte er fast unhörbar.

„Ja — von Derjenigen, die Ihr um Mitternacht mit kaltem Blute ermordet habt.“

„Das ist eine Lüge!“ sagte Hugh Simonson, indem er heftig auf den Boden der Zelle stampfte. „Ich habe reiche Männer beraubt und starke Männer geschlagen, aber ich habe, so lange ich lebe, nie ein Weib mißhandelt, oder einen armen Mann um einen Cent gebracht.“

„Ihr könnt mich nicht täuschen,“ sagte Wilfred Montressor mit einem forschenden Blicke auf die Züge des Verbrechers, „die Beweise sind zu stark.“

„Beweise?“

„Habt Ihr je diese goldene Kapseluhr — dieses Diamantkreuz gesehen?“ fragte Montressor, indem er die Gegenstände, welche in dem Pfandhause von Benjamin Hoskens versetzt worden waren, vor Hugh Simonson's Augen hielt.

Das Gesicht des Räubers verdüsterte sich, als er schweigend die Gegenstände betrachtete.

„Ihr sucht mich in eine Falle zu locken,“ sagte

er zornig. „Es wird Keiner gezwungen, gegen sich selbst zum Ankläger zu werden.“

„Fürchtet nichts, ich werde mich nicht an die Rache des Gesetzes berufen. Die Thaten der vergangenen Nacht werden Euch auf zwanzig Jahre den Mauern eines Gefängnisses überweisen.“

„Zwanzig Jahre! ein Menschenalter!“ murmelte der Räuber.

„Mit jeder Stunde dieses langen Zeitraumes wird der Stachel des Gewissens schärfer und schärfer werden, denn das Gespenst Eures ermordeten Schlachtopfers wird Euch bei Tag und bei Nacht verfolgen.“

„Ihr wollt mich toll machen!“ rief der Räuber wüthend; „ich bin kein Mörder.“

„Ihr habt diese Gegenstände in der Freitagsnacht der vergangenen Woche von einem Toilettentische im Schlafzimmer eines Hauses im St. John Square gestohlen.“

Simonson schwieg.

„In derselben Nacht, und in demselben Zimmer wurde ein schönes Weib, Namens Zora, schmachvoll und grausam ermordet. Ihr seid ihr Mörder.“

„Das ist eine Lüge!“ schrie Hugh Simonson.

„Das Leugnen ist nutzlos. Die grausame That wurde während meiner Abwesenheit in der Nacht des Raubes begangen. Diese Kostbarkeiten sind aus Zora's Schlafzimmer genommen worden; sie waren in Euerm Besitze und wurden von Euch bei einem Pfand-

leiher in Chatham-Street versetzt. Man hat Eurer Verbrechenslaufbahn erfolgreich nachgespürt. Das Gesetz wird die eine Strafe erfüllen, das Gewissen eine zweite. In zehn Jahren von heute, werdet Ihr im Stande sein, mir zu sagen, ob körperliche Leiden oder geistige Qual schwerer zu tragen sind."

Als Wilfred Montressor diese Worte aussprach, verschwand der zornige, verstockte Ausdruck vom Gesichte Hugh Simonson's und aus seinen blutunterlaufenen Augen strahlte ein Blick des Verständnisses.

„Es war also Euer Haus?" fragte er kurz.

„Ja."

„Ihr waret um Mitternacht abwesend — zu welcher Stunde seid Ihr heimgekommen?"

„Gegen ein Uhr."

„Wenn in jener Nacht ein Mord in Euerm Hause begangen worden ist, so seid Ihr wahrscheinlich eher der Mörder als ich."

Der Reisende wurde von der Frechheit des Gefangenen überrascht.

„Ich gestehe, daß ich in der Nacht des vergangenen Freitag das zweite Stockwerk eines Hauses in Varick-Street erstiegen habe, indem ich auf das Dach eines kleinen Hintergebäudes kletterte und die Läden eines Fensters, dessen unterer Theil geöffnet war, aufbrach. In dem Augenblicke, wo ich in das nur von einer kleinen Lampe dämmerig erleuchtete

Zimmer trat, wurde ich durch das Knarren einer Thür im unteren Theile des Hauses erschreckt. Ich ergriff eine goldene Uhr und einige Juwelen, die frei auf einer Kommode lagen und verließ hastig das Zimmer auf dieselbe Weise wie ich es betreten hatte. Nachdem ich auf das Dach des Hintergebäudes gelangt war, kauerte ich mich hinter einen Schornstein, um die Ursache des Geräusches, welches mich verscheucht hatte, zu erfahren. Nach zwei bis drei Minuten wurde die Thür des von mir verlassenen Zimmers geöffnet, und ich hörte deutlich den Schall von Schritten. Ich beschloß, mich mit der bereits erlangten Beute so schnell wie möglich zurückzuziehen. Als ich vorsichtig auf den Boden hinabstieg, wurde meine Aufmerksamkeit von einem schnellen, scharfen Schrei erregt, der im Augenblicke wieder verklang, und welchem ein leises, anhaltendes Stöhnen folgte. Wenn in jener Nacht ein Mord begangen wurde, so ist die Person, die nach mir das Zimmer betrat, der Mörder gewesen."

„Kann ich mich auf Eure Angabe verlassen?" fragte Montressor mit einem Gemisch von Ueberraschung und Ungläubigkeit.

„Ich habe Euch die Wahrheit gesagt, denn es scheint mit der Geschichte ein furchtbares Geheimniß in Verbindung zu stehen, und ich möchte mich auch nicht für schlechter halten lassen als ich bin."

„Ihr gesteht den Raub ein?"

„Ja," sagte der Räuber mürrisch, „Ihr mögt gegen mich Klage anstellen, sobald Ihr wollt."

„Wenn Ihr mich überzeugt, daß Ihr an dem Morde keinen Theil habt, so werde ich Euch als Freund beistehen."

„Ich weiß nicht mehr, als ich Euch gesagt habe," sagte Simonson zornig.

Auf das vorher bestimmte Signal erschien der Schließer an der Thür der Zelle, setzte Montressor in Freiheit und führte ihn nach der Thür, durch welche er eingetreten war.

Wilfred Montressor entfernte sich in einem Zustande verwirrender Ungewißheit aus dem Hause. Die Erzählung Hugh Simonson's war zusammenhängend und plausibel, und sein dreistes, insolentes und selbst trotziges Wesen verstärkte die innern Beweise ihrer Wahrheit. Aber Montressor bedachte, daß sein Geständniß das Geständniß eines Verbrechers — eines verhärteten Uebertreters der Gesetze Gottes und der Menschen war, der sich an Lüge und Gewaltthätigkeit und Verbrechen gewöhnt hatte — eines Mannes, dem die selbstsüchtigen Interessen des Lebens über Alles gingen, und der der Ehre und Gerechtigkeit und der Heiligkeit des Eides nicht achtete.

Und wenn übrigens Hugh Simonson unschuldig ist, wer könnte dann der Mörder Zora's sein?

Plötzlich erinnerte er sich unter diesen Betrach-

tungen an die Anspielung Alfred Tracy's auf die Thaten des Herzogs von Richelieu in seiner Laufbahn der Galanterie.

Hugh Simonson war vergessen.

Ein wilder, furchtbarer Argwohn brannte sich unwiderruflich in die Seele Wilfred Montressor's ein

---

Fünftes Buch.

Das Rendezvous.

Erstes Kapitel.

Das Krankenzimmer. — Das Geheimniß.

In der öden Wohnung des Räubers verging der Sonntag langsam und traurig. Die kranke Gattin und Mutter litt noch an der heftigen Erschütterung, welche der Nachricht von der Verhaftung ihres Gatten gefolgt war; aber Trotz ihrer Körperschwäche und ihrer tiefen, geistigen Bedrängniß wurde sie in ihren religiösen Ueberzeugungen nicht schwankend. Im Leben hatte sie keine Hoffnung mehr; für sie war Alles Kummer und Schmerz. Aber sie erblickte mit dem Auge des Glaubens durch die düstern Pforten des Grabes die herrliche Wohnung der Kinder der Gnade, und sehnte sich zu scheiden und Ruhe zu finden.

Mit dem Herannahen des Abends erholte sich Mrs. Williams um ein Bedeutendes. Sie beobachtete,

selbst unbemerkt, die Bewegungen ihrer Tochter, während dieselbe schweigend, aber fleißig, ihre Haushaltungspflichten erfüllte.

Die kluge Sparsamkeit, die unermüdliche Liebe des jungen Mädchens in ihrer wahrhaft schwierigen Lage, waren bemerkenswerth.

„Komm hierher zu mir, Jane,“ sagte die Kranke schwach.

Das Mädchen näherte sich dem Bette.

„Setze Dich zu mir, Tochter, und lies mir die schöne Stelle aus dem funfzehnten Kapitel des Briefes an die Korinther noch einmal vor.“

Jane Williams öffnete die Familienbibel und las:

„Siehe, ich sage Euch ein Geheimniß: wir werden nicht Alle entschlafen; wir werden aber Alle verwandelt werden;“

„Und dasselbige plötzlich in einem Augenblicke, zu der Zeit der letzten Posaune. Denn es wird die Posaune schallen, und die Todten werden auferstehen unverweslich, und wir werden verwandelt werden.“

„Denn dies Verwesliche muß anziehen das Unverwesliche, und dies Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit.“

„Wenn aber dies Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche, und dies Sterbliche wird anziehen die Unsterblichkeit; dann wird erfüllet werden das Wort, das geschrieben stehet:“

„Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist Dein Stachel? Hölle, wo ist Dein Sieg?“

Bei diesen Worten stahl sich ein schönes Lächeln über die bleichen Züge der Kranken. Sie lag mit geschlossenen Augen, jedoch nicht schlafend, beinahe eine Stunde lang da.

Endlich sprach sie.

„Jane, ich habe Dir etwas zu sagen.“

„Liebe Mutter,“ antwortete das Mädchen, „Doktor Everard sagt, daß Du Dich des Sprechens enthalten mußt, bis Du wieder mehr zu Kräften gekommen bist.“

„Meine Kräfte werden nie wieder kommen, Tochter. Ich kann diese Erschütterung nicht verwinden.“

„Laß uns hoffen, liebe Mutter, daß es anders kommen möge; Doktor Everard sagt —“

„Wir wollen von etwas Anderem sprechen, Jane,“ unterbrach Mrs. Williams ihre Tochter. „Ich habe in der letzten halben Stunde, wo ich hier lag, ernstlich an die Bedürfnisse der Familie gedacht.“

„Bekümmere Dich nicht,“ bemerkte das Mädchen; „die Nachbarn sind sehr freundlich gegen uns gewesen.“

„Gott segne sie! Aber ihre Güte ist auf die Länge für Dich und die Knaben keine zuverlässige Stütze. Ich bin Euch nur eine Last und Dein Vater — von ihm habt Ihr keinen Beistand mehr zu hoffen.“

Das junge Mädchen wischte sich eine Thräne aus dem Auge und küßte die bleiche Wange seiner Mutter.

„Von Dir, meine Tochter, hängt viel ab, so jung und hilflos Du auch bist; aber ich fordere Dich auf, so lieb Dir der Segen einer sterbenden Mutter ist, keine unredliche oder unmoralische Handlung zu begehen.“

„Ich werde es nicht thun, liebe Mutter,“ sagte das Mädchen; „ich werde es nicht thun, so wahr mir Gott helfe.“

„Er wird Dir helfen, Jane. Es ist jedoch unsere Pflicht, uns in Zeiten großer Noth an die Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit unsrer Nebenmenschen zu berufen. Wir haben in Norwich Verwandte, die in guten Umständen sind, aber sie haben mich gänzlich verstoßen, als ich Deinen Vater heirathete. Ich rathe Dir, nur in der äußersten Noth zu ihnen zu gehen. Wenn ich todt bin, so werden sie Dir vielleicht Gehör schenken.“

„Ich werde mich eher jeder Entbehrung unterwerfen, als von Denjenigen etwas erbitten, die Dich so grausam behandelt haben,“ sagte das junge Mädchen in Thränen ausbrechend.

„Vergiß die Vergangenheit, Jane, und handle vorsichtig und klug.“

„Ich werde Deinen Rath nicht vergessen, liebe Mutter.“

Mrs. Williams veränderte ihre Stellung ein wenig und bemerkte:

„In dieser Stadt lebt ein reicher Kaufmann, auf

dessen Großmuth und vielleicht selbst Gerechtigkeitsgefühl wir große Ansprüche haben. Du wirst mich besser verstehen, wenn ich Dir einen wichtigen Umstand erzählt habe, der mit meiner frühern Geschichte zusammenhängt.“

„Strenge Dich nicht mit vielem Reden an, Mutter; denke an die Vorschriften des Doktors.“

„Die Geschichte wird bald erzählt sein. — Zur Zeit meiner frühesten Erinnerungen lebte ich mit meiner Mutter in der Familie ihres Onkels von mütterlicher Seite. Wie ich später erfuhr, hatte sie sich kurz nach meiner Geburt, in Folge eines häuslichen Streites, von meinem Vater getrennt. So lange meine Mutter lebte, erhielt sie zur Bestreitung des Unterhaltes für sich und ihr Kind einen Jahrgehalt. Dem Tode meines Vaters in meinem neunten Jahre folgte in wenigen Monaten der meiner Mutter, und jetzt zeigte es sich, daß mein Vater den größten Theil seines Vermögens seinem Kompagnon Mr. Owen Tracy vermacht hatte. Ich war fast gänzlich der Wohlthätigkeit meiner Verwandten anheimgefallen.“

Das junge Mädchen hörte ihrer Mittheilung aufmerksam zu.

„Mr. Tracy ist sehr reich geworden, und hat sich von den Geschäften zurückgezogen. Er gilt für einen rauhen, geizigen Mann; aber er wird sich gewiß nicht weigern, der Familie der einzigen Tochter William Martyn's einige Unterstützung zu gewähren.“

„Kennst Du ihn?“

„Nein, meine Tochter, ich habe ihn, so viel ich weiß, nie gesehen; aber vor einem Weilchen ist mir die Idee aufgestoßen, daß es für Euch von großem Vortheil sein dürfte, wenn ich ihn sehen könnte, ehe ich sterbe.“

„Mutter!“ rief das junge Mädchen in Thränen ausbrechend.

„Ein gewisses Etwas flüstert mir zu, daß ich unverzüglich zu ihm senden und ihm die Bedürfnisse meiner Familie vorlegen sollte. Setze also Deinen Hut auf, meine Tochter, und gehe mit einem Auftrage von mir zu Mr. Tracy. Seine Wohnung ist in Chambers-Street in der Nähe von Hudson-Street. Ich weiß dies daher, daß ich oftmals seinen Namen an der Thür eines hübschen Backsteinhauses in dieser Gegend gesehen habe. Geh, Jane, und bringe Mr. Tracy mit.“

„Du wirst unterdessen allein sein, liebe Mutter.“

„Es thut nichts, die Kinder spielen im anstoßenden Zimmer. Wenn ich etwas brauche, so werde ich Georg rufen.“

Die Tochter stand auf, um das Verlangen ihrer Mutter zu erfüllen. Als sie eben ihren Hut und Shawl nahm, verkündete der Schall von Schritten auf der Treppe einen Besucher.

„Ich komme herübergelaufen, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen,“ sagte Mrs. Ramsbot-

tom, als sie in das Zimmer der Mrs. Williams trat; „und ich dachte, daß Sie es nicht ausschlagen würden, etwas Delikates und Magenstärkendes zu genießen. Ich habe Ihnen daher ein von mir selbst gemachtes Rahmgelée mitgebracht."

„Sie sind sehr gütig, Madame," antwortete die Kranke langsam und schwach; „aber ich habe keinen Appetit für Nahrung irgend einer Art."

„Versuchen Sie nur ein wenig davon, Mrs. Williams," entgegnete ihre Besucherin; „Jane, hole eine Untertasse und einen Löffel für Deine Mutter, und ich will sie überreden, einen Theil von dem Rahmgelée zu zu essen. Zwingen Sie sich nur, um es hinabzubringen. Sie können nicht am Leben bleiben, wenn Sie nicht essen."

„Mein Lebenslauf ist beinahe gänzlich zu Ende."

„Sagen Sie das nicht, Mrs. Williams — der Doktor giebt sie noch nicht auf. Ich glaube, daß Sie recht gut durchkommen werden, wenn Sie sich nur nicht um Ihres Mannes willen todt härmen."

Jane Williams warf einen flehenden Blick auf die geschwätzige Speisewirthin, aber es war umsonst.

„Was mich betrifft," fuhr Mrs. Ramsbottom fort, „so denke ich, wenn mir etwas nicht zu Danke geht, an das alte Sprichwort: Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist. Und Sie können sich darauf verlassen, daß in diesem Sprichworte ein sehr großer Trost liegt. Als mein lieber alter Rams-

bottom starb, dachte ich, daß mit mir Alles aus wäre. Er wurde mir plötzlich entrissen, durch einen Schlaganfall, wissen Sie. Ich härmte mich entsetzlich, bis ich beinahe krank wurde, und was nützte es, Mrs. Williams? Es konnte ihn doch nicht in dieses Thränenthal, wie Pfarrer Thornton die Stadt New-York nennt, zurückrufen. So ist es auch mit Ihrem Manne. Härmen Sie sich nicht; es ist sein erstes Vergehen, wie man sagt, und die Gerichtshöfe bestrafen einen Mann für sein erstes Vergehen niemals sehr schwer."

„Jane," sagte Mrs. Williams zu ihrer Tochter, „Mrs. Ramsbottom wird während Deiner Abwesenheit bei mir bleiben."

„Ja, meine liebe Frau, das werde ich, und ich will sehen, ob ich Sie nicht ein wenig aufheitern kann, denn ich habe an diesem Nachmittage zu mir gesagt: Da vertrauert die arme Mrs. Williams ihr Leben und hat keinen Menschen bei sich, als ein junges, noch nicht einmal ausgewachsenes Mädchen, und es ist nicht nachbarlich von mir, so lange von ihr wegzubleiben. Es fiel mir also ein, nach dem Thee zu Ihnen herüber zu laufen und nachzusehen, wie es Ihnen geht."

Es war beinahe finster, als Jane Williams in das Krankenzimmer zurückkehrte. Ihr folgte ein junger Mann, der das Gemach und die darin Befindlichen mit einem Ausdrucke von Ueberraschung betrachtete.

„Es ist Mr. Tracy, Mutter," sagte die Tochter der Kranken.

Mrs. Williams warf einen schnellen Blick auf den Ankömmling.

„Da ist ein Irrthum vorgegangen, Jane," murmelte die Kranke schwach.

Alfred Tracy trat auf das Bett zu und sagte mit freundlichem Wesen:

„Sie haben mich zu sich rufen lassen, Mrs. Williams."

„Es ist ein Irrthum vorgefallen," wiederholte die Kranke vernehmlich. „Ist Ihr Name Tracy, Sir?"

„Allerdings — Alfred Tracy."

„Owen Tracy —"

„Nein, Madame; Owen Tracy ist mein Bruder."

„Sie wohnen vielleicht bei ihm?"

„Ja."

„Ihr Aeußeres hat mich überzeugt, daß Sie nicht der Herr sind, zu welchem ich mein Kind geschickt habe. Sie sind ein junger Mann, und er, Mr. Owen Tracy muß schon ziemlich in den Jahren vorgeschritten sein."

„Er ist mehr als funfzig Jahre alt, Madame," fiel Alfred Tracy ein. „Er ist ein grauköpfiger Mann."

„Ich wünsche ihn zu sehen," murmelte die Kranke.

„Mein Bruder," sagte der jüngere Tracy, „ist heute Abend nicht zu Hause und hat an Wochentagen nur wenig Muße um Besuche zu machen. Wenn Sie ihm etwas mitzutheilen wünschen, so will ich den Vermittler abgeben. Sie scheinen sehr krank und in bedrängten Umständen zu sein, Mrs. Williams."

„Ja, Mr. Tracy," antwortete die Kranke nach Athem ringend, „und ein furchtbares Unglück —"

Den eingesunkenen Augen der Kranken entströmten Thränen.

„Der Mann des armen Dinges," sagte Mrs. Ramsbottom, „ist vergangene Woche unter einer Anklage von Einbruch ins Gefängniß geschleppt worden. Er hat stets im Rufe eines ehrlichen Mannes gestanden, bis er keine Arbeit und kein Geld mehr hatte, und ich meines Theils glaube, daß auf dem Broadway Hunderte von geputzten Herren laufen, die weit schlechter sind wie er. Es sind nicht immer die größten Schelme, die ins Gefängniß geschickt werden."

„Die Verhaftung meines Mannes," sagte Mrs. Williams mit einem leisen Schauder, „hat es für mich nothwendig gemacht, auf irgend ein Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse meiner Familie zu sinnen. In bessern Zeiten, wo die Armuth durch die Abwesenheit von Mangel und Verbrechen ihrer Bitterkeit beraubt wurde, habe ich häufig von dem Reichthume Ihres Bruders, Mr. Owen Tracy, gehört. Ich habe ihn nie beneidet, obgleich ihm durch das Testament meines Vaters ein großer Theil seines Vermögens zugefallen ist."

„Durch das Testament Ihres Vaters?" rief Alfred Tracy.

„Ja. Ich bin die einzige Tochter William Martyn's von der alten Firma: „Martyn und Tracy". Bei

seinem Tode hinterließ mein Vater beinahe sein ganzes Vermögen seinem Kompagnon Mr. Tracy und setzte mir nur einen geringen Nothpfennig aus.“

„Ich habe es,“ flüsterte der jüngere Tracy unhörbar vor sich hin. „Das Geheimniß des gefälschten Testaments ist mir enthüllt.“

„Die Kleinigkeit, welche mir mein Vater hinterlassen hatte, war bald aufgebraucht,“ fuhr die Kranke fort. „Ich erregte durch meine Heirath mit Williams das ernstliche Mißfallen meiner Verwandten und habe mit ihnen seit vielen Jahren keinen Verkehr gehabt. Ich habe mich nie über den Entschluß meines Vaters oder das Glück Ihres Bruders beklagt, und beklage mich auch jetzt nicht darüber. Aber in dieser Stunde der Armuth und Noth habe ich beschlossen, mich lieber an Mr. Tracy um Unterstützung zu wenden, als an die entfernten Verwandten meiner eignen Familie, die mich so hart behandelt haben. Wollen Sie Ihrem Bruder mittheilen, daß die Tochter William Martyn's dem Tode nahe ist, und daß es ihren Kindern an den nöthigsten Lebensbedürfnissen mangelt?“

„Ich werde es nicht versäumen, Madame,“ antwortete Alfred Tracy. „Unterdessen gestatten Sie mir, Ihnen für meinen Bruder eine kleine Summe zur Befriedigung Ihrer dringenden Bedürfnisse anzubieten.“

Der junge Mann legte eine Banknote auf den hölzernen Tisch an das Bett der abgezehrten Kranken.

Alfred Tracy schritt langsam und in Gedanken

versunken durch die menschenerfüllten Straßen. Die Zusammenkunft mit Mrs. Williams hatte keine wahre Sympathie, kein wahres, wohlwollendes Gefühl erweckt. Die Empfindungen, welche bei ihm die Oberhand hatten, waren die des Triumphs über die Entdeckung einer Spur der geheimen Schuld Owen Tracy's.

Sein Geist war hauptsächlich damit beschäftigt, auf die besten Mittel zu finnen, die von ihm erlangte Kenntniß seiner Bosheit und Selbstsucht dienstbar zu machen.

Zweites Kapitel

Papierspekulationen. — Das Testament.

Selbst der Schritt, womit Owen Tracy den Broadway hinabging, verkündete die Thätigkeit eines unbehaglichen Geistes. Er nahm zuweilen einen schnellen Gang an und beobachtete mit hastigen Blicken die Personen, welchen er begegnete, oder die Gegenstände, von denen er umringt war. Bald versank er wieder in einen langsameren, schleichenden Schritt, wie der eines nach einem schweren Krankheitsanfalle Genesenden. Seine Züge drückten in solchen Zwischenräumen den zerstreuten oder verwirrten Zustand seines Geistes aus.

An der Ecke von Maiden Lane blieb der alte Kaufmann plötzlich stehen, lehnte sich an den Pfeiler eines Vordachs und besichtigte den Inhalt seiner Brieftasche. Dem Anscheine nach von dem Resultate der Untersuchung zufriedengestellt, steckte er die Brieftasche wieder in die Brust seines Rockes und schritt weiter.

Der Morgen wurde von Owen Tracy zu Geschäften verwendet, hauptsächlich um die Aktien der östlichen Transportgesellschaft von Besitzern derselben zu kaufen.

Gegen Mittag begab er sich nach dem Comtoir Francis Mortimers. Der Papiermäkler kam ihm mit einem einnehmenden Lächeln entgegen.

„Setzen Sie sich, mein lieber Sir, setzen Sie sich. Sie sehen erschöpft aus, Mr. Tracy. Die Sonne ist hell und warm herausgekommen. Giebt es irgend etwas Neues?“

„Ich habe nichts gehört.“

„Die englischen Nachrichten erhalten den Geldmarkt flau. Das ist im gegenwärtigen Augenblicke für uns vielleicht gerade um so besser. Haben Sie in unserm Geschäfte wieder etwas gethan?“

„Ich habe beinahe fünfhundert Aktien der östlichen Transportgesellschaft zu einem Bruchtheile über Neunundzwanzig gekauft.“

„Fünfhundert Aktien, mein lieber Sir?“

„Hier ist die Notiz,“ sagte Owen Tracy, indem er sein Taschenbuch aus der Brusttasche nahm. „Eduard A Clason, siebenundfunfzig Aktien; Samuel Pitt, vierunddreißig ditto; Goddard & Young, hundertdreiundzwanzig ditto; Abraham Welch, neunundvierzig ditto; Black & Comp., fünfundneunzig ditto; Williams & Zieber, siebzig ditto.“

Der Kaufmann las langsam die Namen und die Zahl der von ihm gekauften Aktien ab.

„Die Bedingungen,“ fügte er schließlich hinzu, „sind baares Geld gegen Ablieferung der Uebertrags-certifikate auf die Bücher der Gesellschaft.“

„Die Operation geht trefflich vorwärts,“ sagte Francis Mortimer; „ich habe heute dreihundert Aktien auf Zeit im Mäkler-Komité zu achtundzwanzig und ein Achtel auf dreißig Tage gekauft. Auch auf der Straße thue ich etwas. Die Sache ist noch nicht ganz reif. Verschaffen Sie sich mit so geringem Verzuge wie möglich die Verfügung über den Rest der Aktien auf Ihrem Verzeichnisse.“

„Ich werde mir in ein paar Tagen die volle Anzahl der Aktien verschafft haben,“ antwortete der Kaufmann.

„Die Geldartikel einiger von den Zeitungen der Stadt,“ sagte der Mäkler mit einem bedeutsamen Lächeln, „werden im Laufe der Woche einige wichtige Betrachtungen über die Lage und Aussichten der östlichen Transportgesellschaft bringen.“

„Von welcher Seite her?“

„Von welcher Seite denken Sie, mein lieber Sir?“ fragte Mortimer mit geheimnißvoller Miene.

„Ich kann es nicht errathen.“

„Die Betrachtungen sind die unsern, Mr. Tracy, und werden die unsern bleiben, bis wir sie für das allgemeine Beste veröffentlichen.“

„Bis jetzt, Mr. Mortimer,“ sagte der Kaufmann, indem er unter seinen buschigen Augenbrauen hervor auf den Mäkler blickte, „denken Sie also von dem Erfolge unsrer Operationen gut.“

„So viel ich bemerken kann,“ erwiederte der Mäkler, „geht Alles gut von Statten. Sichern Sie sich, so schnell Sie können, den Rest der unter dem Publikum befindlichen Aktien. Morgen werde ich als Käufer der östlichen Transportpapiere auf dreißig und sechzig Tage offen auftreten. Es wird am besten sein, zwischen uns keine Verbindung vermuthen zu lassen, und um jeden Verdacht zu beseitigen, rathe ich Ihnen an, einen andern Mäkler als mich, etwa Tillotson, zum Ankaufe von Papieren auf Zeit für Ihre Rechnung zu verwenden. Wir können am Schlusse der Spekulation den Ertrag auf billige Weise vertheilen.“

Die Andeutungen des Papiermäklers erhielten die herzliche Beistimmung des Kaufmanns.

„Ihnen entgeht nichts, Mr. Mortimer,“ sagte er, indem er aufstand um sich zu entfernen, „und Sie können sich darauf verlassen, daß ich mich in allen meinen Operationen nach Ihrem Rathe richten werde.“

Funfzehn bis zwanzig Schritte von dem Comtoir Francis Mortimers stieß der alte Kaufmann auf seinen Bruder.

„Nun Alfred, ich habe heute früh die Herren Barstow & Rodman besucht,“ sagte der Kaufmann,

indem er durch einen Wink den jungen Mann zum Stehen brachte.

„Wer ist Barstow & Rodman?“

Owen Tracy antwortete zornig:

„Dies ist kein Anlaß zum Scherzen, Alfred; Deine Pflichten als Supercargo des Ontario —“

„Hahaha!“

Auf dem Gesichte des Kaufmanns malte sich Erstaunen und Zorn.

„Geht Dir die Schrulle immer noch im Kopfe umher?“ sagte Alfred Tracy spöttisch.

„Was meinst Du damit? Willst Du die Stelle, die ich Dir mit so großer Mühe verschafft habe, nicht annehmen?“

„Und Dich und diese lustige Stadt verlassen? Nein, Owen.“

„Schurke!“

„Fange nicht auf offener Straße Streit an,“ sagte der junge Mann, „wenn Du etwas ganz besonders Strenges gegen mich zu sagen hast, so komm mit mir nach Willet's Kaffeehause hinüber und sage es privatim.“

Mit diesen Worten wendete sich Alfred Tracy um und ging schnell auf Willet's Kaffeehaus in Broad-Street in der Nähe von Wall-Street zu. Der Kaufmann erfaßte seinen Stock fest mit der rechten Hand und ging ihm nach.

Nachdem sie sich in ein Privatzimmer hinter dem

Schenkverschlage begeben hatten, begann der junge Mann:

„Nun Owen, was Du mir zu sagen haben magst, — ah — hier ist der Kellner — was willst Du genießen?“

„Nichts.“

„Nimm an diesem heißen Morgen etwas Kühlendes zu Dir. Bringt zwei Gläser Madeirapunsch, Kellner, und ein paar Butterschnitte mit Fleisch.“

Der Kellner entfernte sich.

„Nun, Owen?“

Aber erst nachdem der Kellner mit den von Alfred Tracy bestellten Erfrischungen zurückgekehrt war, ließ der alte Kaufmann ein Wort vernehmen.

Der junge Mann begann seinen Punsch zu schlürfen und er deutete auf das zweite Glas und sagte:

„Du wirst ihn vortrefflich finden, Owen.“

Der alte Kaufmann schritt mit flammenden Augen auf seinen Bruder zu und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Warum suchst Du mich aufzureizen?“

„Ich suche das keineswegs. Du arbeitest Dich selbst in Zorn und dann wirfst Du die Schuld auf mich.“

„Und Du hast Dich nicht geweigert, Dein Versprechen, New-York zu verlassen, zu erfüllen?“

„Aha, das ist ganz etwas Anderes.“

Der Kaufmann rief, vor Zorn bebend:

„Beharrst Du auf Deinem Willen, Alfred?“

„Ja, Owen, ich kann selbst Dir zu gefallen nicht nach Botany Bai — ich meine nach China gehen.“

„Mir zu gefallen?“

„Allerdings. Ich wüßte nicht, daß außer Dir irgend Jemand aus meiner Abwesenheit Nutzen ziehen könnte.“

„Du verkennst Deine Lage.“

Der junge Mann blickte Owen mit einigem Erstaunen an.

„Wenn Du Deine Laufbahn noch abwärts verfolgen willst, so habe ich nicht die Macht, Dich zurückzuhalten, aber Du mußt dann mein Dach verlassen und darfst mein Haus nie wieder betreten.“

„In ein paar Tagen,“ sagte Alfred Tracy, „werde ich mein Gepäck fortschaffen und mich aus Deinem gastlichen Hause entfernen.“

„Ich habe Dich trotz Deiner Undankbarkeit von Schande und Verderben retten wollen,“ sagte der Kaufmann, „aber ich will mich nicht von Deiner Gegenwart peinigen lassen.“

„Ich weiß Deine Beweggründe zu schätzen,“ sagte der junge Mann spöttisch.

„Du bist ein herzloser Schurke. Die Laufbahn eines Mannes, der zu einer so frühen Zeit seines Lebens schon alle Achtung gegen die Tugend und gegen die Gefühle Anderer verloren hat, kann nur Einen Ausgang nehmen. Trotzdem, daß ich beleidigt worden

bin und mich selbst beschützen muß, zittere ich doch für Dich."

„Zittere lieber für Dich!" rief Alfred Tracy, indem er aufsprang und das alte dämonische Lächeln auf seinen Zügen spielen ließ.

„Bösewicht! willst Du mir noch drohen?"

„Du hast durch Deinen Geiz und Deine Habgier alle Bande zwischen uns gelös't."

„Geiz gegen Dich, der Hunderte von meinem Gelde vergeudet hat?"

„Ich kann von Dir Alles ertragen, nur nicht Deine Predigten. Um Gotteswillen verschone mich damit, sonst werde ich mich versucht fühlen, Dir etwas von der Tochter William Martyn's und ihren armen, hungernden Kindern zu erzählen."

„Von der Tochter William Martyn's?"

„Du hast gesagt, „zu einer so frühen Zeit Deines Lebens", Owen. Du hast Dich zu dieser Zeit ebenfalls wacker benommen! die Mutter liegt im Sterben und die Kinder verhungern."

Der Kaufmann schwankte, wie von seinen Anstrengungen erschöpft und setzte sich, halb von seiner Bewegung überwältigt, auf einen hölzernen Schemel in der Nähe des Fensters des Gemachs.

„Aha, mein lieber Bruder, Du bist trotz Deiner Rauhheit doch nicht aus Eisen gemacht. Wenn Du wirklich bereit bist, mit mir zu unterhandeln, so werde

ich weiter mit Dir reden, aber ich habe eben so gut, wie Du, ein Spiel zu spielen."

Der Kaufmann blieb noch ziemlich lange nach der Entfernung Alfred Tracy's in dem Privatzimmer von Willet's Kaffeehause sitzen. Endlich traten zwei bis drei Fremde ein und verlangten Erfrischungen. Owen Tracy entfernte sich sofort, verließ das Haus und ging durch Wall-Street nach der Richtung von William-Street. Sein Gesicht war ernst und trug das Gepräge eines festen, unwiderruflichen Entschlusses.

Er blieb an der Thür eines dreistöckigen Ziegelgebäudes in William-Street, welches mit einem furchtbaren Heere von Blechfirmen mit den Namen gelehrter Gesetzeskundiger geziert war, stehen. Er trat in die Halle, ging nach einem Büreau im ersten Stocke auf der hintern Seite des Hauses und klopfte dort an.

„Kommen Sie herein, Mr. Tracy;" sagte ein Mann von mittlerem Alter mit scharfen, intelligenten Zügen.

Der Advokat bot seinem Besucher einen Stuhl, und setzte sich selbst an einen mit juristischen Büchern und Papieren bedeckten Tisch.

„Ich habe nur einige Minuten übrig, Mr. Barton," sagte der Kaufmann. „Ich wünsche einige Weisungen bei Ihnen zu lassen, um Sie beim Aufsetzen eines Kodicills zu meinem Testamente zu leiten."

„Einen Augenblick, Mr. Tracy," entgegnete der Advokat, indem er ein geschriebenes Dokument zu-

sammenfaltete und es in einen Kasten legte, worauf er einen Bogen Papier nahm und hinzufügte: „Ich will eine Notiz davon nehmen.“

Owen Tracy rückte seinen Stuhl etwas näher zu Mr. Barton und sagte zaudernd:

„Mein Testament ist in Ihrer Verwahrung.“

„Ja,“ antwortete der Advokat auf einen großen, hinter dem Tische stehenden, eisernen Kasten deutend. „Soll ich es holen?“

„Es kommt nicht darauf an,“ sagte der Kaufmann. „Ich erinnere mich seines Inhalts vollkommen. Ich habe, nach Bezahlung meiner Schulden und einiger geringfügigen Legate, die volle Hälfte meines beweglichen und unbeweglichen Vermögens meiner Frau Mary zur Abfindung für ihr Recht auf einen Wittwengehalt und die andre Hälfte meinem Bruder, Alfred Tracy, vermacht.“

„Das ist, so viel ich mich erinnere, der Inhalt des Testaments.“

„Das Dokument ist von Ihnen aufgesetzt worden?“

„Ja — ja.“

„Ich wünsche ein Kodicill zu demselben zu machen, worin ich die Verwilligung der Hälfte meiner beweglichen und unbeweglichen Güter an Alfred Tracy zurücknehme, und dieselbe zu gleichen Theilen den überlebenden Kindern und Enkeln meines frühern Geschäftstheilhabers William Martyn vermache.“

„Sie beabsichtigen, Ihren Bruder gänzlich zu enterben?“

„Gänzlich, Mr. Barton. Ich will Ihnen im Vertrauen sagen, daß seine Sitten und sein Benehmen gegen mich von der Art gewesen sind, daß sie alle Ansprüche auf meine Freigebigkeit vernichten.“

Der Advokat schrieb eine Notiz über die Weisungen Owen Tracy's nieder und las sie ihm vor.

„So ist es richtig, Mr. Barton.“

„Morgen wird das Kodicill zur Unterschrift fertig sein.“

„Je eher, desto besser; ich werde morgen wieder kommen.“

Drittes Kapitel.

Der Vertheidiger. — Der Empfang des Diebes.

An demselben Morgen, einige Minuten nach zehn Uhr stieg James Fogle langsam die breiten Stufen hinauf, welche zu dem Haupteingange des Stadthauses führten. Am obern Absatze der Freitreppe stand in nachlässiger Haltung ein Mann von mittler Statur und mageren, scharfen, zusammengekniffenen Zügen. Seine kleinen, grauen Augen — seine zurückweichende Stirn — seine spitzige und etwas gebogene Nase — sein mit weißen, hervorragenden Zähnen angefüllter Mund — waren eben so gut wie sein allgemeines Benehmen, äußere Zeichen für die Unverschämtheit, Schlauheit und Selbstsucht seines Charakters. Er trug einen schwarzen, fadenscheinigen Rock, weißleinene Beinkleider, Bukskinschuhe und einen Biberhut, den das Alter und die schlechte Behandlung nicht besser gemacht hatten.

„Ist heute etwas los, Mr. Tiffen?" fragte Ja-

mes Fogle, als er sich dem Manne näherte und mit einem leichten Kopfnicken begrüßt wurde.

„Nur ein einziges **Habeas Corpus** für diesen Morgen," antwortete der Advokat, indem er sich langsam die Hände rieb.

„Sie haben also Zeit?"

„Ich bin faul und träge, wie eine schwarze Schlange an einem Sommermorgen, Fogle."

„Ich habe einen Klienten für Sie."

Die grauen Augen des Advokaten hellten sich auf, als James Fogle diese Worte sprach, und als er ihm zum Zeichen seiner Aufrichtigkeit eine auf zehn Dollars lautende Banknote in die Hände drückte, schimmerten alle Züge des Juristen von neuem Leben.

„Mr. Fogle," sagte der Advokat mit glatten, fließenden Tönen; „es wird mich freuen, wenn ich Ihnen oder irgend einem Freunde von Ihnen nützlich sein kann."

„Es ist keine persönliche Sache," antwortete Fogle; „das Honorar, welches ich Ihnen gegeben habe, betrifft einen Mann, der vor einigen Tagen beim Begehen eines Einbruches auf der That ertappt worden ist."

„Ist er dort?" fragte Tiffen, indem er mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand nach dem Detentionshause deutete.

„Ja," antwortete Fogle trocken.

„Hat er viel Lumpen?" fragte Tiffen mit einem

eigenthümlichen Schütteln der Banknote, welche er von James Fogle erhalten hatte.

„Er ist ein Grünschnabel,“ sagte Jener mit etwas verächtlichem Tone, „und wie ich höre, von der Noth gezwungen worden, zwischen einem verzweifelten Wagstücke und dem Armenhause zu wählen.“

„Wie heißt er, Fogle?“

„Andrew Williams.“

„Arm!“ rief der Advokat, bald auf die Banknote, bald in Fogle's Gesicht blickend; „arm, und auf der That ertappt! ich fürchte, daß er nur geringe Aussichten hat.“

„Der Mann besitzt Freunde, die bereit sind, ihm beizustehen, aber sich nicht in der Sache nennen lassen wollen.“

„Dieses Geld kommt von ihnen?“

„Allerdings.“

„Das giebt der Sache ein anderes Aussehen,“ sagte der Advokat, indem er Fogle zublinzelte. „In der Gegend, wo wir sind, läßt sich mit Geld sehr viel ausrichten.“

„Wie ich —“

„Wie Sie wissen werden,“ unterbrach ihn der Advokat. „Es ist angenehm, von einem Klienten angewendet zu werden, Mr. Fogle, dem die Mittel zum Erfolge zu Gebote stehen. Man hat dann Spielraum zur Anwendung seiner Erfindungsgabe zum Manövriren, zu einer scharfsinnigen Anwendung der Taktik.“

„Es wird im vorliegenden Falle nicht an Geld mangeln,“ bemerkte Fogle. „Aber ich habe bis jetzt noch nichts von den Diensten gesagt, welche von Ihnen erwartet werden.“

„Ist das Zeugniß etwa mangelhaft?“

„Williams ist von der Polizei auf der That ertappt worden und am Tage des Gerichts kann ihn nichts retten. Der arme Teufel hat zu Hause eine kranke Frau und drei bis vier hungernde Kinder, und er ist ihretwegen beständig in Angst. Können Sie ihu gegen Bürgschaft herausbringen? Das ist die Frage' um die sich's hier handelt.“

„Leicht genug. Es braucht nur einer von seinen Freunden für ihn aufzutreten. Die Bürgschaft wird nicht mehr als tausend Dollars betragen.“

„Ich habe Ihnen ja gesagt, Tiffen, daß Sie die ganze Sache besorgen sollen. Ihre Bekanntschaft mit Leuten von Vermögen ist ausgedehnt. Können Sie nicht eine passende Person finden, welche die vom Gesetze verlangte Bürgschaft gegen eine kleine Vergütung ertheilt?“

„Sie sind ein schlauer Gesell,“ antwortete der Advokat, indem er Fogle ein paar Mal in die Rippen stieß. „Es nutzt nichts, Sie mystificiren zu wollen. Ich weiß recht gut, was Sie wollen, und ich kann es ausführen; aber zehn Dollars sind nicht genug.“

„Das ist blos eine Abschlagszahlung, Mr. Tiffen. Was das Uebrige betrifft, so werden Sie es

nur erhalten, wenn Sie bewirken, was man von Ihnen verlangt. Sobald Sie den Bürgen für Williams herbeigeschafft haben, sollen Sie fünfundzwanzig Dollars bekommen, die ich hier in meiner Tasche habe."

„Wenn es irgend ein Mann in der Stadt vermag, so bin ich es," antwortete Tiffen. „Ich will den Gefangenen noch diesen Morgen sehen und die nöthigen Arrangements treffen. Ehe es drei Uhr schlägt, soll er in Freiheit sein."

„Wenn Sie mich brauchen," sagte James Fogle, „so kommen Sie gegen Abend in Marvin's Schenkhaus, dort werden Sie von mir hören."

„Hören Sie, Fogle," rief der Advokat, als der Dieb die Marmorstufen hinabstieg.

„Nun!"

„Fünfundzwanzig Dollars!"

Fogle nickte bedeutsam.

Der Advokat summte seine Lieblingsmelodie: „Molly setz' den Kessel an", und folgte mit seinen Augen der wenig anziehenden Gestalt James Fogle's, bis dieser um die östliche Ecke des Stadthauses verschwand.

Am Nachmittag um zwei Uhr trat Tiffen in das Polizeiamt. Richter Hopson war mit der Untersuchung einer Klage wegen gewaltsamen Anfalls beschäftigt. Nach Beendigung der Sache, welche eine Viertelstunde in Anspruch nahm, trat Tiffen vor und verlangte Gehör.

„Ich erscheine vor Euer Ehren," sagte der Advokat gravitätisch, „im Auftrage meines Klienten Andrew Williams, der auf einen von diesem Bureau ausgegangenen Verhaftsbefehl hin im Bridewell-Gefängnisse verwahrt wird. Der Gefangene sucht durch seinen juristischen Rathgeber um Zulassung zur Bürgschaftsleistung an."

Auf Tiffen's Verlangen wurde ein Polizeidiener abgesendet, um den Gefangenen aus dem Arresthause vor den Richter zu führen.

Andrew Williams zeigte eine niedergeschlagene, ängstliche Miene, als er unter Aufsicht des Polizeidieners in das Zimmer trat. Seine Augen wendeten sich mit einem schwachen Hoffnungsschimmer zu Tiffen, aber sein flehender Blick erhielt keine aufmunternde Erwiederung, und sein Gesicht nahm wieder die frühere, verzweifelnde Hoffnungslosigkeit an.

„Dieser Mann, Williams, ist wegen Einbruch und Theilnahme an einem gewaltthätigen Anfalle auf einen Beamten in der Ausübung seiner Pflicht in Verhaft. Das sind schwere Vergehen, Mr. Tiffen."

„Der Polizeiofficiant Masters wird Euer Ehren sagen, daß Holmes nur leicht verwundet ist," sagte der Advokat. „Hierzu kommt noch, daß dieser unglückliche Verbrecher hier von der äußersten Noth bedrängt, sich von dem notorischen Räuber Hugh Simonson hat bewegen lassen, an dem gefährlichen Unternehmen des Einbruchs in einem Privathause und der Beraubung

desselben zu betheiligen. Er ist bisher als ein ehrlicher, fleißiger Mann geschätzt worden, und hat sich und seine Familie durch seiner Hände Arbeit erhalten. Seine Frau liegt jetzt gefährlich erkrankt darnieder, und er wünscht natürlich in sein Haus zurückzukehren, sei es auch nur auf einige Tage. Ich hoffe, daß Euer Ehren seine Bitte günstig aufnehmen und für ihn eine mäßige Bürgschaft gestatten möge, wie man sie billigerweise von einem armen und fast freundlosen Manne verlangen kann."

„Habt Ihr Vermögen, Williams? — unbewegliches Vermögen," fragte der Richter mit lautem, gebieterischem Tone.

Der Gefangene blickte ihn verstört an, als ob er die Frage kaum begreife.

„Er hat keines," sagte Tiffen; „der Mann ist äußerst arm."

Der Richter besann sich einige Augenblicke und sagte darauf mit entschiedenem Tone zu Tiffen:

„Der Gefangene kann gegen seine persönliche Verbürgung zu der Summe von fünfhundert Dollars, und die gleich hohe Bürgschaft eines achtbaren Grundbesitzers und Bürger dieses Staates auf freien Fuß gesetzt werden."

Der Advokat verbeugte sich ehrerbietig vor dem Richter, wendete sich auf seinem Stuhle um und blinzelte bedeutsam einem einfach gekleideten Manne zu,

der in Gesellschaft eines halben Dutzends von Zuschauern hinter ihm auf einer Bank saß.

„Ist Euer Bürge zugegen, Williams?“ fragte der Richter.

Tiffen sprach ein paar Sekunden lang leise mit Andrew Williams und sagte darauf laut:

„John Hickley.“

„Hier,“ sagte der Mann auf der Zuschauerbank, welchem vorher Tiffen's Blick zugewendet gewesen war. Er erhob sich von seinem Sitze und näherte sich dem Richter um einige Schritte.

„Wie heißt er? Mr. Tiffen?“

„John Hickley.“

„Sind Sie ein Grundbesitzer, Mr. Hickley?“

„Ja.“

„Wo liegt Ihr Grundstück?“

„In der Grafschaft Ulster. Ich habe einen Kaufbrief über sechzig Acker guten Ackerlandes in dieser Grafschaft.“

„Welchen Werth besitzt es, Mr. Hickley?“

„Ich habe heute früh tausend Dollars dafür ausgeschlagen,“ antwortete der Mann mit einem Blicke auf den Advokaten.

„Haben Sie kein Vermögen in der Stadt New-York?“

„Nein, Euer Ehren, nichts als meine Möbeln.“

„Ich kenne diesen Mann nicht,“ sagte der Richter zu dem Advokaten gewendet. „Er antwortet bereit-

willig und sein Aeußeres ist achtbar; aber es sind viele Klagen wegen des Verbürgens für Verbrecher geführt worden und es wäre mir lieber, wenn Sie eine andere Person als Bürgen aufstellten."

„Euer Ehren wird sich erinnern, daß der Gefangene, wie ich angegeben habe, ein armer und beinahe freundloser Mann ist. Ich habe Mr. Hickley nur mit sehr großer Mühe bewegen können, seine Bürgschaft zu leisten, und ich wüßte nicht, an wen wir uns sonst zu wenden vermöchten. Ich bin bereit, persönlich die respektable Stellung Mr. Hickley's zu bestätigen."

„Wissen Sie etwas von seinen Umständen?"

„Nicht mehr, als was er Euer Ehren selbst erzählt hat."

„Mr. Hickley, sind Sie bereit, die Wahrheit der Antwort zu beschwören, die Sie auf die vorher von mir gestellten Fragen ertheilt haben?"

Der Mann zögerte einen Augenblick und schaute fragend nach Tiffen.

„Natürlich wird er das," sagte Tiffen sorglos. „Es kann nichts schaden, wenn man die Wahrheit beschwört."

Der Eid wurde geleistet, der Bürgschaftsschein aufgesetzt und gehörig ausgefüllt.

„Ihr könnt Eurer Wege gehen, Williams," sagte der Richter; „Eure Bürgschaft ist angenommen."

„Gnädiger Gott!" rief der Gefangene aufspringend; „steht es mir frei, nach Hause zu gehen?"

„Sobald Ihr wollt," sagte Tiffen, indem er Andrew Williams bei Seite nahm. „Nur dürft Ihr nicht vergessen, daß Ihr zu der in Euerm Bürgschaftsscheine angegebenen Zeit vor dem Assisenhofe erscheinen müßt, sonst wird Mr. Hickley um die Summe von fünfhundert Dollars gestraft werden."

„Ich werde nichts vergessen, Mr. Tiffen; tausend, tausend Dank."

„Macht keinen solchen Spektakel darum, Williams," sagte der Advokat mit leicht gekräuselter Lippe. „Geht ruhig Eurer Wege und vergeßt nicht, was ich Euch gesagt habe."

Seine einstweilige Entlassung aus dem Gefängnisse nahm Andrew Williams eine schwere Last von der Seele. Als er auf die Straße hinauskam und die rußigen Gebäude und die bunte, vorbeieilende Menge erblickte, konnte er sich eines Freudenrufes nicht enthalten. Aber seine Gedanken kehrten augenblicklich zu der bescheidenen Wohnung seiner Frau und Kinder zurück. Er eilte, häufig geradezu laufend, heim.

Als er am Eingange seiner Wohnung anlangte, öffnete er leise die Vorderthür und schlich sich geräuschlos die Treppe hinauf. Die Thür zu dem Zimmer seiner Frau war nur angelehnt und die Kranke sprach mit leiser, schwacher Stimme. Er lauschte.

„Ich bin um Euern Vater in Besorgniß, Jane," dies waren die ersten Worte, welche er deutlich vernahm. „Er wird an seiner Angst und an der Reue

schwer zu leiden haben. Du mußt zu ihm in's Gefängniß gehen und ihn besuchen. Man wird Dir es nicht verweigern, ihn zu sehen, wenn Du Dich darauf berufst, daß Du seine Tochter bist. Mache ihm keine Vorwürfe, Jane, weder in Worten noch mit Blicken. Sprich freundlich mit ihm, tröste ihn, benimm ihm jede unnütze Furcht um meinetwillen. Sage ihm, daß ich ihn immer noch liebe und in meinen Gebeten beständig erwähne."

Andrew Williams stürzte, von seinen Gefühlen überwältigt und wie ein Kind schluchzend, in das Zimmer.

Die Kranke wendete sich nach der Thür um, richtete sich halb im Bette auf, streckte ihre abgezehrten Hände aus und rief freudig:

„Mein Mann!"

Andrew Williams schloß seine Frau in seine Arme und drückte sie zärtlich und schmerzlich an sich.

Ihr Kopf sank auf seine Brust.

Viele Stunden ihres Lebens waren in Trauer und Bitterkeit des Geistes vergangen, aber ihr letzter Augenblick war ein Moment der Freude.

Viertes Kapitel.

Montressor und Miß Percy.

Miß Karoline stand mit Ordnen ihrer Locken beschäftigt vor einem Spiegel, als sich plötzlich die Thür ihres Zimmers öffnete. Sie wendete sich um und erblickte Wilfred Montressor. Ihren Lippen entrang sich ein schwacher Ausruf der Ueberraschung.

Der Reisende näherte sich ihr um ein paar Schritte und streckte seine Hand aus.

„Ein unerwarteter Besucher, Miß Percy,“ bemerkte er lächelnd.

„Ich gestehe — ich — ich — erwartete den Doktor Everard,“ stammelte Miß Percy.

„Haben Sie hinlängliches Vertrauen in meine ärztlichen Fähigkeiten, um in seiner Abwesenheit meinen Rath anzunehmen und zu befolgen?“

Die Dame blieb mit fragend auf den Reisenden gewendeten Augen in der Mitte des Zimmers stehen.

„Offen gesagt, Miß Percy," sagte Montressor sich verbeugend, „ich bin nicht hierher gekommen, um Ihre Neugier zu reizen. Ich habe eine andere Absicht — die, unbehindert und allein mit Ihnen zu sprechen."

„Doktor Everard hat mir befohlen, mich des Redens zu enthalten, was, wie ich allerdings zugestehen muß, einigermaßen schwer zu befolgen ist," bemerkte Miß Percy mit einem eigenthümlichen Gemisch von Zaudern und Lebhaftigkeit.

„Der Doktor ist ein Enthusiast."

„In seinem Berufe ist er aufmerksam und geschickt."

„Beides — und doch ist seine Bücherkenntniß genauer und tiefer als seine Bekanntschaft mit der menschlichen Natur. Der Enthusiasmus verschließt die Augen oft eben so vollkommen wie die Prozesse des animalischen Magnetismus."

Diese Worte enthielten einen versteckten Sinn, welcher der Beachtung der Miß Percy nicht entging, denn sie antwortete schnell:

„Zweifeln Sie an dem Mesmerismus?"

„Ich könnte kein Zweifler bleiben, wenn ich gewohnt wäre, nach dem äußern Scheine zu urtheilen," antwortete Montressor. „Aber der Schein trügt oft, wie Sie bei meinem ersten Besuche gegen Doktor Everard bemerkten."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Miß Percy mit leicht gerötheten Wangen.

„Das ist ein Unglück,“ bemerkte Montressor mit einem ernsten Lächeln, „denn in diesem Falle muß ich mich näher erklären. Die Durchführung Ihrer Rolle an jenem Tage macht Ihren Fähigkeiten als Schauspielerin alle Ehre und beweist unwiderleglich, daß, mag nun die Lehre vom animalischen Magnetismus eine falsche oder wahre sein, der nichts ahnende Doktor Everard der schlauen Karoline Percy nicht gewachsen ist.“

Miß Percy's dunkle Augen blitzten zornig und sie richtete ihre schlanke Gestalt mit der Miene beleidigter Würde empor, indem sie antwortete:

„Sie nehmen sich zu viel heraus, Sir!“

„Die Wahrheit giebt nie einen gerechten Grund ab, sich beleidigt zu fühlen, wenn sie aus ehrenhaften Beweggründen ausgesprochen wird,“ antwortete der Reisende ruhig. „Es ist für die Zwecke unsers gegenwärtigen Gesprächs von Wichtigkeit, daß ich Sie von meiner Kenntniß Ihres wahren Charakters überzeuge. Etwas mir schon früher durch Andere zu Ohren Gekommenes, ehe ich Sie persönlich kennen lernte, und sodann einige mit Doktor Everard's Experimenten in Verbindung stehende Umstände haben mich überzeugt, daß Sie geschickt sind, zu täuschen, nach Notorietät streben, für Ihre eigenen Interessen sorgen und es lieben, sich an den Schwächen Anderer zu belustigen. Ich werde sicherlich nicht nöthig haben, Ihren gegen Doktor Everard gespielten Betrug in allen seinen ein-

zelnen Umständen darzustellen; aber Sie werden, Sie dürfen ihn nicht leugnen."

„Ich will es nicht thun, Sir," rief Miß Percy zornig; „ich verneine, daß Sie das Recht haben, mich auf diese Weise zu verhören."

„Ich mache auf kein Recht Anspruch, mein Fräulein," antwortete Wilfred Montressor mit einem forschenden Blicke. „Auch will ich den Gegenstand bei diesem Anlasse nicht weiter verfolgen. Sie bemerken, daß ich Sie verstehe."

In dem Tone und der Haltung des Reisenden lag ein unbeschreibliches Bewußtsein der Macht, welches Miß Karoline Percy unmerklich einschüchterte; sie erhob sich jedoch, von den widerstrebendsten Empfindungen erfüllt, und sagte verwirrt.

„Ihr Benehmen ist ungewöhnlich, Mr. Montressor; ich werde, so lange Sie noch hier sind, meine Tante um ihre Anwesenheit bitten."

„Hegen Sie keine Besorgniß, Miß Percy," bemerkte Montressor, „ich habe nicht die Absicht, Ihre Gefühle zu verwunden, oder Ihre Zeit lange in Anspruch zu nehmen. Ehe wir weiter reden, bitte ich Sie, mir die Vorrechte eines Freundes zu gewähren."

„Eines Freundes!" wiederholte Miß Percy mit einem ungläubigen Blicke.

„Ja, Miß Percy."

„Sie haben mir merkwürdige Beweise von Freundschaft gegeben."

„Unsere Bekanntschaft ist noch neu,“ sagte der Fünfunddreißigjährige mit einem eigenthümlichen Lächeln; „aber ich bin bereit meine Ansprüche durch meine Handlungen zu rechtfertigen. Das Geld ist, dem Urtheile der Welt nach, eine untrügliche Probe der Freundschaft. Ich bin reich, Miß Percy. Ich mache keinen Anspruch darauf, unzart in Ihre pekuniären Angelegenheiten zu spähen — ich will Ihnen nur versichern, daß Ihnen meine Börse gern zur Verfügung steht, wenn Ihnen in Zukunft ein Gelddarlehen angenehm oder wünschenswerth erscheinen sollte.“

Miß Percy warf einen verwirrten, fragenden Blick auf Montressor — beleidigter Stolz und übermächtige Selbstsucht kämpften mit ungleichen Kräften in ihrer Brust.

„Ich verstehe die Bedeutung Ihrer Blicke,“ sagte Montressor lächelnd; „Sie sind nicht leichtgläubig genug, um an uneigennützige Freundschaft zu glauben, und wünschen meine Vorschläge zu hören.“

„Sie beurtheilen mich mit unbarmherziger Strenge,“ sagte Miß Percy kalt. „Wie es scheint, halten Sie mich für fähig, von einem mir fast gänzlich Fremden pekuniären Beistand anzunehmen.“

„Warum nicht!“ antwortete Montressor; „Sie müßten denn meinen Versicherungen mißtrauen. Ich werde offen gegen Sie sein, Miß Percy. Ich bin von Ihrem Verhältnisse zu Mr. William Pettigrew

und Ihren Verbindlichkeiten gegen ihn vollkommen benachrichtigt."

Die erheuchelte Gleichgiltigkeit Karoline Percy's verschwand bei dieser Enthüllung — eine tiefe Purpurröthe überzog ihre Wange und dehnte sich bis auf ihre Stirn und Schläfe aus.

Nach einer kurzen Pause faßte sie sich wieder und wendete sich mit ernster Miene zu ihrem Besucher.

„Haben Sie einen Zweck von hinlänglicher Wichtigkeit, Mr. Montressor, um ein peinliches und in Verlegenheit setzendes Gespräch zu verlängern?"

„Allerdings, Miß Percy," sagte Montressor ernst. „Das bisher von mir Gesagte ist nur eine Einleitung zu dem eigentlichen Zwecke meines Besuchs. Ich wünsche in einem gewissen Maße auf Ihre Handlungen Einfluß zu üben, und halte es zur Erlangung einer dauernden Herrschaft darüber für wesentlich, Sie zu überzeugen, daß Ihre Absichten, Ihre Neigungen und Ihre Lage mir vollkommen bekannt sind. Meine Beurtheilung Ihres Charakters soll keine strenge sein, und in meinem Anerbieten von pekuniären Beistand keine Beleidigung liegen."

Die Züge der Miß Percy ließen, während Montressor sprach, Zeichen von Verwunderung und Erstaunen blicken.

„Ich habe einen Zweck, Miß Percy," fuhr der Reisende fort; „er bezieht sich auf das künftige Wohl-

ergehen Frederik Willoughby's und die gerechten Ansprüche William Pettigrew's.

„Mit welchem Rechte, Mr. Montressor, suchen Sie meine Handlungen zu kontroliren, und sich in meine Privatangelegenheiten zu mischen!“

Montressor hatte den Charakter Miß Karoline Percy's fast instinktmäßig ergründet. Er bemerkte, statt direkt auf ihre Frage zu antworten:

„Mrs. Willoughby, die Mutter Frederik Willoughby's, ist eine Person, die ich ungemein bewundere und achte, und gegen die ich viele Verbindlichkeiten habe. Sie ist eine hochsinnige, tugendhafte Dame, stolz auf ihre sociale Stellung und ihren Familienstammbaum, stolz auf ihren Sohn und von tiefem Interesse an seinem Wohlergehen und Glücke erfüllt. Frederik Willoughby selbst ist ein junger Mann von guter Erziehung und bedeutendem Vermögen, von offenem, ehrenhaftem, aber leidenschaftlichem Charakter, der jetzt eben erst eine thätige, unabhängige Laufbahn beginnt. Die Hoffnungen einer zärtlichen Mutter und die Erwartungen einer großen Anzahl von Freunden hängen davon ab, daß er von lasterhaften Beschäftigungen und von Verstrickungen durch die Ränke Anderer frei bleibt. Nun, Miß Percy, frage ich Sie ernsthaft, in welcher Absicht Sie die Bekanntschaft Frederik Willoughby's gemacht haben und seine Besuche aufmuntern.“

„Meine Bekanntschaft mit Mr. Willoughby hat zufällig begonnen.“

Als Miß Percy diese Worte sprach, senkten sich ihre Augen vor den fest und durchdringend auf sie gehefteten Blicken Wilfred Montressor's.

„Er hat mich nur zwei- bis dreimal besucht.“

„Ihre Absichten, Miß Percy?“

„Mr. Willoughby ist selbst der Herr seiner Handlungen,“ sagte Karoline Percy etwas hochfahrend. „Wenn er meine Gesellschaft sucht, so darf das Verbrechen nicht mir schuld gegeben werden.“

In dem Geiste der Miß Percy herrschte ein fortwährender Kampf zwischen der unwillkürlichen Unterwürfigkeit, die sie gegen ihren Besucher fühlte, und dem natürlichen Stolze und der Selbstständigkeit ihres Charakters. Wahrscheinlich war jedoch die an ihre Selbstsucht ergangene Berufung dasjenige, was sie am mächtigsten von einer verachtungsvollen Empörung gegen die angemaßte Autorität des Reisenden abhielt. Ihr Benehmen zeigte in einem höheren oder geringeren Grade die wechselnden Erscheinungen dieses innern Kampfes. Bald war es unterwürfig und schüchtern, bald wieder mürrisch, reizbar und selbst hochfahrend.

„Sie werden ein Verbrechen begehen,“ sprach Montressor mit ernstem Tadel ihres Sarkasmus; „wenn Sie nach der Warnung, die ich Ihnen ertheilt habe, noch darauf verharren, ihn zu seinen Besuchen aufzumuntern. Sie haben ein angenehmes Aeußere, eine

lebhafte Phantasie — Sie haben Talent und Takt. Im Besitze dieser Vorzüge können Sie sich billig der Hoffnung hingeben, einem jungen Manne von warmem Herzen und edeln Gefühlen eine leidenschaftliche Liebe einzuflößen. Sie sind kalt, schlau und intriguant. Wollen Sie die Frau oder die Maitresse Mr. Willoughby's werden?"

Miß Percy's Wangen rötheten sich von Neuem, aber sie blieb stumm.

„Sie können nicht so herzlos sein, um daran zu denken, den jungen Mann zu einer Heirath zu verlocken. Ihre Lage William Pettigrew gegenüber, ist ein unübersteigliches Hinderniß der Annahme. Wenn Sie ihm schmeicheln und ihn täuschen, so können Sie sich jedoch seine Liebe sichern und die Herrschaft über seine Börse führen; aber das Resultat davon würde seinen künftigen Aussichten höchst schädlich sein. Als sein Freund mische ich mich von allen Anfang ein, um Sie zu warnen und ihn zu retten. Ich berufe mich lieber an Sie als an ihn, weil ich seinen Stolz durch keine offene Beeinflussung seiner Bewegungen aufreizen will. Uebrigens weiß ich, daß Sie eher im Stande sind ihn zu retten, als er dies selbst zu thun."

„Ich glaube, daß Ihre Besorgnisse wegen Mr. Willoughby unbegründet sind," sagte Karoline Percy lächelnd. „Allerdings ist er mir nach dem Wenigen, was ich von ihm gesehen habe, angenehm, aber ich habe keinen Grund, um mir einzubilden, daß er ge-

neigt sei, sich in mich zu verlieben. Ihre Anschuldigungen gegen mich sind so streng — Ihre Forderungen so ungewöhnlich —"

„Nun, Miß Percy —"

„Sie haben meine Gefühle nicht geschont, weshalb sollte ich Ihre Bitten oder vielmehr Ihre Befehle beachten?"

„Wenn ich Ihre Gefühle nicht geschont habe, so ist es aus dem Grunde geschehen, später Ihnen selbst sowohl, wie Andern zu nützen."

Miß Percy zögerte zu antworten und Montressor fuhr fort:

„Ihre gegenwärtige Lage ist Ihnen drückend."

„Und wenn sie das ist —" erwiederte Miß Percy fast stürmisch.

„Verändern Sie sie."

„Wie?"

„Unter den obwaltenden Umständen," antwortete Montressor mit ernstem Tone, „bin ich zu der Ansicht geneigt, daß Sie das Recht haben werden, Ihren Einfluß auf Mr. William Pettigrew anzuwenden, um ihn zu bewegen —"

Ein schelmisches Lächeln strahlte auf Miß Percy's Gesicht.

„Der Gedanke geht nicht ursprünglich von mir aus," sagte der Reisende mit Betonung, „Sie müssen sich zum Guten oder zum Bösen entscheiden, und das schnell."

„Ich — wahrhaftig, Sie setzen mich in Verlegenheit.“

„Das Benehmen, dessen Einschlagung ich von Ihnen in Zukunft wünsche,“ unterbrach sie Wilfred Montressor; „muß Ihrem Scharfblicke und Ihrer Klugheit einleuchtend sein. Wenn Sie sich dafür entscheiden und dieser Richtschnur unverwandt folgen, so können Sie zuversichtlich auf das Versprechen rechnen, welches ich Ihnen freiwillig zu Anfang unsers Gespräches ertheilt habe. Dem entgegengesetzten Verfahren wird aber eben so sicher die Vereitelung Ihrer Pläne und die Aufdeckung Ihres wahren Charakters folgen. Ich rede Sie als ein verständiges, intelligentes Frauenzimmer an, welches seine Interessen seinen Launen oder Gefühlen vorzieht.“

„Ich sollte mich eigentlich sowohl wegen der Art, wie wegen des Inhalts Ihrer Mittheilung Ihnen gegenüber gekränkt fühlen,“ sagte Miß Percy, als ihr Besucher aufstand, um sich zu entfernen, „aber Sie haben einen ungewöhnlichen Einfluß auf mich erlangt, und ich muß überlegen, ehe ich entscheide, ob ich Sie als Freund oder als Feind betrachten soll.“

„Es ist mitunter klug,“ sagte Wilfred Montressor, „selbst den Rath eines Feindes zu befolgen.“

Fünftes Kapitel.

Miß Percy und zwei rührende Scenen.

„Du scheinst in schwarze Gedanken versenkt zu sein, Karoline.“

„Ich verstehe mich nicht auf die Philosophie der Farben,“ antwortete Karoline Percy; „aber in Gedanken bin ich, mögen sie nun schwarz oder blau sein.“

„Rathe ich richtig,“ fragte Mrs. Percy, „wenn ich Deine jetzige Stille und augenscheinliche Unschlüssigkeit dem Besuche des fremden Herrn zuschreibe?“

„Wilfred Montressor's, Tante Percy?“ fiel Miß Percy ein.

„Des fremden Herrn, den Doktor Everard neulichst mitgebracht hat, um Deine spaßigen Streiche zu sehen.“

„Sie rathen richtig. Der Herr, von dem Sie sprechen, hat mir mich selbst offenbart, und mir eine gehörige Lektion wegen meiner Fehler gegeben, und doch

gestehe ich Ihnen offen, daß er bereits einen wunderbaren Einfluß auf mich erlangt hat.“

„Dadurch, daß er Dir eine Lektion gab und Dein eignes Wesen vor Dir aufdeckte?“ rief Mrs. Percy indem sie beide Hände mit gut geheucheltem Erstaunen erhob.

„Ja, liebe Tante.“

„Nachdem es so Vielen mißlungen ist, dies durch die feinsten Künste der Schmeichelei und des Lobes zu bewirken?“

„Die feinsten! ich habe außer Mr. Montressor nie einen Mann gekannt, der mir nicht seine Komplimente in ekelerregenden Dosen eingegeben hätte.“

„Nie?“

„Nie.“

„Mr. Willoughby oder Mr. Pettigrew?“

„Nennen Sie Mr. Pettigrew nicht in gleichem Athem mit Mr. Willoughby,“ sagte Karoline Percy mit unmuthigem Tone.

Nach einer Pause von einigen Augenblicken fuhr die junge Dame fort:

„Billi Pettigrew ist aber doch ein gutes Geschöpf.“

„Es freut mich, das von Dir zu hören.“

„Habe ich je anders gesprochen?“ fragte Miß Percy scharf. „Billi und ich sind gute Freunde und werden es wahrscheinlich auch bleiben.“

„Er ist gegen Dich eifersüchtig, Karoline — er begreift nicht —“

„Wie sollte er auch begreifen! er hat keinen Verstand.“

„Da stimme ich Dir keineswegs bei. Mr. Pettigrew versteht, so viel ich sehen kann, eben so viel wie andere Leute.“

„Ja, Tante Percy,“ sagte die junge Dame indem sie nachlässig ihre Locken ordnete; „vielleicht ist es in manchen Zweigen des Wissens der Fall — er kennt die New-Yorker Straßen von Whitehall bis Bloomingdale — er kennt alle Kaufleute und Krämer der Stadt, die eine Hälfte persönlich, die andere ihrem Rufe nach; er kennt den Marktpreis aller Waaren, von Bobinetspitzen an bis zu goldenen Uhren hinauf; er ist in der Schulden- und Gläubigerbranche ein Kenner der menschlichen Natur. Er kann auf den ersten Blick einen ehrlichen Mann von einem Schelme unterscheiden — Alles dies muß ich glauben, denn er sagt es dreist zu seinem eignen Lobe. Wie geschickt er aber auch im Erbauen von Dampfbooten und im Verkaufen von Waaren sein mag, so versteht er doch nichts von unserm Geschlechte.“

„Und deshalb hat er keinen Verstand?“

„Was nützt es mir, wenn sein Kopf mit einer breiigen Masse angefüllt ist, welche eine solche Organisation besitzt, daß er mit der Schlauheit eines Yankeekrämers handeln und spekuliren kann, wenn er

nicht auch meine guten und schlechten Eigenschaften zu verstehen und zu erkennen vermag?"

„Es wundert mich nicht, Karoline, daß er nicht im Stande ist, Dich zu begreifen, denn Du bist mir selbst ein Räthsel, obgleich ich Dich von Kindheit auf kenne."

„Jener Fremde, Mr. Montressor, hat mich in Zeit von einer Stunde vollkommen begriffen und mir die hervorragendsten Gefühle und Beweggründe offenbart, welche meine Pläne und Handlungen beherrschen."

„Ist er ein Bewerber?"

„Nein und ja."

„Du sprichst fortwährend in Räthseln, Karoline."

„Wenn Sie zu erfahren wünschen, ob er ein Bewerber um die Ueberbleibsel dieses schwachen Herzens ist," sagte Karoline Percy indem sie scherzhaft ihre Hand auf ihren Busen legte, „so antworte ich mit Nein. Aber dessen ungeachtet ist er doch in manchen Beziehungen ein Bewerber."

„Nun, Karoline?" sagte Mrs. Percy fragend, als sie bemerkte, daß die junge Dame fortzufahren zögerte.

„Er hat mir mehrere Bitten vorgelegt, vielleicht sollte ich sie aber eher Befehle nennen."

„Befehle! und Dir?"

„Mir, Karoline Percy!" sagte die junge Dame indem sie mit ihrer rechten Hand ihre Locke zurück-

streifte. „Diese Befehle oder Bitten verkünden eine vollkommene Bekanntschaft mit meiner Lage, meinem Charakter und meinen Aussichten. Ich versichere Ihnen, daß ich sehr demüthig und gehorsam geworden bin. Im gegenwärtigen Augenblicke vermag ich nicht zu entscheiden, ob ich seinem Willen aus Rücksicht für meinen eignen Vortheil oder aus Ehrerbietung gegen einen höheren Geist nachgegeben habe."

„Was willst Du thun?"

„Mehrere Dinge, Tante Percy, die Sie bei guter Zeit erfahren werden, wenn Sie nicht so unglücklich sind, die geringe Quantität von Neugier, welche Sie besitzen, verloren zu haben."

„Aber wahrhaftig —"

„Wahrhaftig, das letzte Verlangen Mr. Montressor's ist seltsam und für mich räthselhaft."

„Was ist es?"

„Er las in meinem Charakter wie in einem Buche, als ich vergangene Woche den Doktor Everard durch praktische Experimente von der unzweifelhaften Wahrheit des Mesmerismus überzeugte — und ich habe Ihnen bereits gesagt, daß er mich dadurch geärgert hat, daß er mir nachwies, wie einfältig meine Kunstgriffe gewesen waren. Und doch hat er mich heute früh überredet, Probe zu einer neuen Rolle in der wunderbaren Wissenschaft des animalischen Magnetismus zu halten, um sie in Gegenwart von zwei bis drei Zuschauern aufführen zu können. Die Einwände,

welche ich in Bezug auf meine Unfähigkeit, Schamhaftigkeit und mein Zartgefühl aufstellte, wurden ohne die Nothwendigkeit einer Beweisführung durch sein bloßes, ungläubiges Lächeln besiegt. Doktor Everard wird mich nach Tische besuchen und in den magnetischen Schlaf versetzen. Ich habe ernsthaft nachgedacht, Tante Percy, und den Entschluß gefaßt, diese Experimente heute zum letztenmale vornehmen zu lassen."

„Es freut mich, das zu hören, Karoline," sagte Mrs. Percy, indem sie aufstand. „Horch, ich höre William's Schritt in der Vorhalle."

Als Mrs. Percy den Salon durch die eine Thür verließ, trat William Pettigrew durch eine andere ein.

Das Gesicht des Auktionators war einigermaßen bewölkt.

„Wann sind Sie von Long Island zurückgekehrt, Pettigrew?"

Pettigrew betrachtete Miß Percy mit einem etwas unschlüssigen Ausdrucke, hierauf antwortete er kalt:

„Heute früh — soeben erst, Karoline."

„Karoline!" sagte Miß Percy, indem sie schmollend ihre rosigen Lippen verzog und ihren Kopf abwendete. „Warum nicht Karo?"

„Ich glaube nicht, daß es für Sie einen Unterschied macht, ob ich Sie Karoline oder Karo nenne."

„Sie sind wirklich recht unfreundlich, William," antwortete die Dame. „Ist es mir nicht bekannt, daß Sie mich lieb haben? Vielleicht denken Sie, daß es

mir gleichgiltig sei, ob Sie mich lieb haben oder nicht.“

„Ich fürchte es.“

„Warum sagen Sie solche Dinge, Pettigrew?“ rief Miß Percy mit einem flehenden Blicke. „Wollen Sie mich betrübt machen, und noch dazu in diesem Augenblicke, wo Sie so lange fern von mir gewesen sind?“

Der Schatten verdunkelte die Züge William Pettigrew's immer noch und er antwortete, jedoch etwas zaghaft:

„Ich glaube, daß es Ihnen keine Schmerzen verursacht hat, daß Sie so lange meine Gesellschaft haben entbehren müssen. Die Zahl Ihrer Freunde scheint sich täglich zu vermehren und ich glaube, daß Ihnen Mancher von Ihren feinen Besuchern angenehmer sein wird als ich.“

Miß Percy legte ihm ihre Hand auf den Mund und sagte:

„Ich will nicht, daß Sie so sprechen, William,“ worauf sie mit einem schelmischen Lächeln fortfuhr: „Sie sind also wirklich eifersüchtig?“

„Nicht gerade eifersüchtig —“

„Nun, Sie können mir nicht vertrauen — zwischen Eifersucht und Mißtrauen herrscht kein wesentlicher Unterschied.“

„Sie werden nicht leugnen,“ sagte William Pettigrew mit einem forschenden Blicke, „daß Sie Auf-

merksamkeiten von Herren angenommen haben, die ich nicht kenne.“

„Ich werde wirklich böse auf Sie werden, William,“ antwortete Miß Percy schmollend. „Ich möchte nur wissen, wer dieses Gefühl erregt hat.“

Sie nahm eine nachdenkliche Stellung an und fuhr mehr zu sich selbst als zu dem Auktionator sprechend fort:

„Erstens, Doktor Everard, eine gentlemanische Person, aber etwas grauköpfig und kahl, und alt genug, um mein Vater sein zu können. Dann Wilfred Montressor, Doktor Everard's Freund, der während meines Krankheitsanfalls herkam, um mich im magnetischen Schlafe zu sehen. Dann Frederik Willoughby, noch ein wahrer Knabe mit blauen Augen und hellbraunem Haar, dem ich jedoch für Aufmerksamkeiten unter peinlichen und in Verlegenheit setzenden Umständen verpflichtet bin. Welcher von den Dreien, Pettigrew, hat Ihre Eifersucht als Nebenbuhler erregt?“

„Ich habe mir vorgestellt, Karoline —“

„Sagen Sie Karo,“ rief Miß Percy mit der schmollenden Miene eines verzogenen Kindes.

„Nun also Karo,“ fuhr der Auktionator mit sich etwas erheiterndem Gesichte fort. „Ich habe mir in der letzten Zeit vorgestellt, daß Sie sich nicht mehr so viel aus mir machten, wie in frühern Zeiten.“

„Eine hübsche Vorstellung für Ihren weisen Kopf.“

„Aber haben Sie mich denn wirklich lieb?“

„Habe ich?“ sagte Miß Percy mit einem Seitenblicke aus ihren strahlenden Augen.

„Ja — haben Sie?“

„Warum würde ich mich um Ihre thörichte Eifersucht kümmern, wenn ich Sie nicht lieb hätte — und doch ist es mir im Ganzen ein erfreuliches Zeichen, denn die Eifersucht, welche Sie blicken lassen, ist ein Beweis für den Zustand Ihrer Gefühle gegen mich.“

„Haben Sie an meiner Zuneigung gezweifelt?“ fragte Pettigrew überrascht.

„Oftmals.“

„Sagen Sie mir, wann!“

„Wenn Sie Zwiebeln essen — wenn Sie mir Geld verweigern — wenn Sie nachlässig in Bezug auf Ihre Gesundheit, oder Ihre Kleidung sind — wenn Sie auf zwei bis drei Tage nach Long Island und nach anderen Orten gehen, und blos um altes, einfältiges Zeug zu verkaufen.“

„Sie sind ein launisches, leichtsinniges Geschöpf, Karo,“ sagte der Auktionator. „Ich weiß nicht, was ich aus Ihnen machen soll.“

„Ich will es Ihnen sagen, William,“ sagte Miß Percy ernsthaft, indem sie ihre schwarzen Augen weit öffnete.

„Nun, Karo?“

„Machen Sie mich zu Ihrer Frau.“

William Pettigrew blickte verwundert auf. Die plötzliche Verwandlung der munteren, koketten Karoline Percy in ein ernstes, gesetztes Frauenzimmer. Ihr Wesen und ihr Verlangen setzten ihn in Erstaunen.

„Das ist sonderbar, Karo!“

„Wenn Sie mich lieb haben,“ wiederholte Miß Percy mit leiser, bebender Stimme, „so machen Sie mich zu Ihrer Frau.“

„Was hat Ihnen wieder diese Laune in den Kopf gesetzt, Karo?“

„Es ist keine plötzlich gekommene Laune, William. Unter der wilden Lustigkeit und der abenteuerlichen Kühnheit meines ungezähmten Geistes hätten Sie die Pein und die Schmerzen erblicken können, denen mich meine jetzige Lage aussetzt — nur daß ich ein sonderbares Wesen bin, das sich von seinen Gefühlen beherrschen läßt und sich deshalb beständig zu verändern scheint. Meine Pein war ein unbestimmtes, unbeschreibliches Gefühl, welches zuweilen selbst in meinen heitersten Stunden Trauer und bittere Gedanken erregte. Aber gestern hat sich etwas ereignet, was den Eindruck in meiner Seele noch tiefer und ihn vielleicht unvergeßlich gemacht hat. Ich beziehe mich auf ein Gespräch mit einem Manne, der mir, ohne mich kränken oder mir Unrecht zufügen zu wollen, aus reiner, guter Absicht mich selbst wie in einem Spiegel gezeigt

und mich genöthigt hat, das Bild meines bisherigen Lebens und meiner gegenwärtigen Lage zu betrachten."

Miß Percy bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und schluchzte einige Minuten bitterlich. Hierauf ließ sie dieselben sinken und fügte mit durch ihre Thränen blitzenden Augen hinzu:

„O William, es ist entsetzlich!"

Die Ueberraschung und Verwunderung, welche vorher in der Brust William Pettigrew's erregt worden war, gab jetzt theilnehmenden Gefühlen Raum.

„Liebe ich Sie nicht, William?" murmelte Karoline Percy, indem sie ihre Thränen vom Gesichte wischte, sich dem Auktionator näherte und ihm einen Kuß auf die Lippen drückte.

Hierauf kniete sie vor ihm nieder, liebkos'te seine Hände und sagte zum drittenmale mit leisen, bebenden Tönen:

„Machen Sie mich zu Ihrer Frau."

„Stehen Sie auf, Karo — liebe Karo," rief Pettigrew, indem er sich bemühte, seine Gefühle zu unterdrücken.

„Nicht eher, als bis Sie mir geantwortet haben."

„Ich will mir es überlegen."

„Antworten Sie mir schnell — jetzt — sogleich."

Dem Auktionator schwindelte — er versuchte nachzudenken, einen Entschluß zu fassen; aber seine

Gedanken wurden von dem Strome der ihn überwältigenden Empfindung gehemmt.

„Wollen Sie mir in Worten und Werken treu sein?“ rief William Pettigrew, „wollen Sie Ihre Stellung als die Frau eines Mannes von wahrem Gefühl und ehrenhaftem Stolze aufrecht erhalten?“

„Ja — antworten Sie mir.“

„Ich willige ein, Karo, Sie sollen meine Frau werden.“

Miß Percy erhob sich mit überströmendem Gefühle aus ihrer knieenden Stellung und lehnte ihren Kopf an Pettigrew's Schulter. Im nächsten Augenblicke riß sie sich jedoch aus seiner Umarmung und rief mit glühender Energie:

„Wenn Sie mir es abgeschlagen hätten, William, so würde ich vor Ihren Füßen gestorben sein.“

Der Auktionator führte Miß Percy an ein Sopha und es gelang ihm endlich, ihre übermächtigen Gefühle zu beruhigen.

„Wohin gehen Sie?“ fragte Miß Percy leise, als Mr. Pettigrew aufstand, um sie zu verlassen.

„Adieu, Karo, Geschäfte — Geschäfte! Ich muß Bericht über das Resultat der Auktion auf Long Island an Mr. Williams, meinen Auftraggeber, abstatten. Die Rechte und Interessen Anderer sind bei der getreuen Ausführung des mir ertheilten Auftrags auf dem Spiele. Entschuldigen Sie mich daher bis auf heute Abend.“

Nachdem sich die Thür hinter dem Auktionator geschlossen hatte, stahl sich ein triumphirendes Lächeln über das Gesicht Miß Karoline Percy's.

Eine halbe Stunde darauf wurde die tiefe Träumerei, in welche Miß Percy versunken war, durch die Anmeldung eines Besuchers unterbrochen.

Frederik Willoughby trat in das Zimmer.

„Die Rosen sind auf Ihre Wangen zurückgekehrt, Miß Percy," sagte der junge Mann bewunderungsvoll.

„Ich mache keine Ansprüche mehr auf die Vorrechte einer Kranken, Mr. Willoughby."

„Schreiten Sie in Ihren Studien vorwärts?" fragte Jener, indem er auf die Bücher blickte, welche den Mitteltisch bedeckten.

„Mein Fleiß und mein Ehrgeiz haben in der jüngsten Zeit eine starke Erschütterung erhalten. Bei Ihrem letzten Besuche zog ich Sie über meine Aussichten auf Erfolg in einer theatralischen Laufbahn zu Rathe. Im Vertrauen auf Ihre freundschaftlichen Gefühle gegen mich wagte ich es, Sie um den Beistand Ihres Geschmacks und Urtheils zu bitten, um meine Privatproben zu kritisiren. Die Bühne ist lange ein Gegenstand meiner ehrgeizigen Wünsche gewesen, und trotz Ihres entmuthigenden Rathes sehnte ich mich danach, ihren flüchtigen Ruhm zu erwerben, aber als ich gegen meine Tante und Mr. Pettigrew die Sache erwähnte, wurde ich mit Einwendungen und Gegenvorstellungen überschüttet."

Miß Percy beobachtete das Gesicht ihres Besuchers und bemerkte bei der Erwähnung des Namens Pettigrew einen Ausdruck des Erstaunens auf seinen Zügen.

„Die Ansicht Mr. Pettigrew's — aber apropos," fuhr sie, plötzlich den Faden ihrer Rede unterbrechend, fort, „wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, so haben Sie Mr. Pettigrew noch bei keinem Ihrer Besuche hier getroffen."

„Nein, Miß Percy."

„Er ist ein sehr alter und ganz besonderer Freund von mir und ich bin gewissermaßen verbunden, ihn in Bezug auf meine Pläne zu Rathe zu ziehen."

„Als Vormund?" fragte Frederik Willoughby und fügte sodann mit einigem Zaudern hinzu: „oder vielleicht als Bewerber!"

Miß Percy erröthete ein wenig und ihre Augen waren dem Anscheine nach eine Minute lang damit beschäftigt, die unregelmäßigen Figuren des brüsseler Teppichs unter ihren Füßen zu studieren.

Sie bemerkte mit einem schüchternen Blicke auf Frederik Willoughby:

„Wie gesagt, die Ansicht Mr. Pettigrew's war so entschieden und wurde so bestimmt ausgesprochen, der Bedenklichkeiten meiner Tante gar nicht zu erwähnen, daß ich meinen Hoffnungen auf das Erlangen von Ruhm und Reichthum durch meine eigenen An-

strengungen entsagte, und gute Miene zum bösen Spiele machte."

„Ich billige Ihre Entscheidung, Miß Percy," sagte Frederik Willoughby mit einem etwas unruhigen und verwirrten Blicke. „Gleichviel, welcher Art von Einfluß Sie dabei gewichen sind."

„Meine Entscheidung, die der Unterwürfigkeit gegen meine Freunde und Vorgesetzten entspringt, wird Sie wenigstens der Mühe überheben, meine schwachen Versuche anzuhören und zu kritisiren."

„Nein, Miß Percy, ich werde dadurch eines großen Theiles von Vergnügen beraubt," antwortete der junge Mann ernsthaft.

„Sie sind schmeichelhaft, Mr. Willoughby," entgegnete die Dame mit einem freundlichen Lächeln; „aber Sie werden des Dienstes, um welchen ich Sie gebeten hatte, ehrenvoll enthoben. Dessen ungeachtet hoffe ich, daß Sie mich nicht ganz vergessen und nicht aufhören werden, mich gelegentlich zu besuchen. Es würde mir Vergnügen machen, Sie Mr. Pettigrew vorzustellen."

Der junge Mann verbeugte sich.

„Ich stehe unter der Herrschaft meiner Launen," sagte Miß Percy, indem sie aufstand und nach einem auf der entgegengesetzten Seite des Zimmers stehenden Klavier schritt. „Wollen Sie mir erlauben, Sie mit einem Liede zu belästigen?"

„Mit einem Dutzend, wenn Sie mir die Freude machen wollen.“

Miß Percy setzte sich an das Pianoforte und ließ ihre Finger dem Anscheine nach über die Wahl eines Liedes im Zweifel auf den Tasten umhergleiten.

Endlich spielte sie eine reizende Einleitung und begann in vollen schönen Tönen zu singen:

„Sag, kannst Du vergessen
Was Du einst versprachst,
Als mit thränenden Augen
Vor mir Du lagst?

Ich ließ Dich erwarmen
In meinen Armen,
Seite an Seite
Saßen wir Beide.
Und doch — sag, kannst Du's vergessen?

Sag, kannst Du vergessen
Den ersten Kuß,
Die erste Umarmung,
Den Himmelsgenuß?

Ich schloß Dich an mich
Zärtlich und leis
Wie war das Feuer
Der Liebe so heiß!
Und doch — sag, kannst Du's vergessen?“

„Bin ich nicht ein sonderbares Geschöpf?“ sagte Miß Percy, indem sie sich halb umwendete und Frederik Willoughby anredete.

„Warum, Miß Percy?“

„Weil ich gerade zur jetzigen Zeit ein solches Lied singe.“

„Ich kann mir denken, weshalb Sie es singen,“ sagte Willoughby sich ihr nähernd.

Miß Percy schüttelte lächelnd den Kopf.

„Sie wollen mir wissen lassen, daß der Liebesschwur ausgetauscht — der Kuß der Liebe gegeben worden ist,“ sagte der junge Mann mit einem fragenden Blicke.

Miß Percy begann ohne zu antworten, den Marsch des Herzogs von Reichstadt zu spielen.

Während der Musik trat Mrs. Percy in das Zimmer. Es entspann sich ein Gespräch über verschiedenartige Gegenstände und bald darauf zog sich Frederik Willoughby zurück.

Sechstes Kapitel.

Die Eröffnung. — Das Atelier.

Als Alfred Tracy nach einem kurzen Gespräche mit einem Fremden, den er am Abende vorher hatte kennen lernen, eilig dem Hause seines Bruders zuschritt, ließ sein Gesicht einen ungewöhnlich ernsthaften Ausdruck wahrnehmen. Er trat in die Vorhalle und stieg sofort nach der Bibliothek hinauf. Mrs. Tracy war mit Briefschreiben beschäftigt, aber sie empfing ihn mit freundlichem Lächeln und legte ihre Schreibmaterialien bei Seite.

„Was ist Ihnen widerfahren, Alfred?" sagte die Dame mit einem verwunderten Blicke; „Sie sehen heute nachdenklich und ernst aus."

„Erscheint Ihnen das seltsam?" fragte der junge Mann mit Ausdruck; „bin ich für gewöhnlich munter und frivol, oder ist es Ihnen, wenn ich auch so erscheine, unbekannt, daß unter dieser Oberfläche glühende

Gefühle, starke Leidenschaften, vermessene und vielleicht unerfüllbare Wünsche liegen, und daß Heiterkeit und Leichtsinn nur die äußeren Gewänder sind, welche ich anlege, um jene Dinge den Augen der Welt zu verbergen."

„Und weshalb?"

„Weil," antwortete Alfred Tracy mit einem glühenden Blicke, „weil ich gegen die große Masse hochfahrend und verachtungsvoll bin, und nicht den Wunsch hege, von Anderen als denjenigen, die ich achte und liebe, verstanden und erkannt zu werden."

„Sie setzen mich durch Ihre Worte und Handlungen immer mehr und mehr in Erstaunen. In der letzten Zeit scheinen Sie ein ganz anderes Wesen als früher geworden zu sein, und ich besitze keinen Schlüssel zu Ihrer anscheinenden Charakterumwandlung."

„Und doch —"

Der junge Mann unterbrach sich plötzlich. Nach einer momentanen Pause fuhr er mit verändertem Tone fort:

„Mein gegenwärtiger Ernst wird Sie nicht in Erstaunen setzen, wenn ich Ihnen versichere, daß ich vor Kurzem eine Scene der äußersten Armuth und Noth erblickt habe, besonders da es eine ist, an welcher wir Alle — ich meine Owen und mich — ein direktes oder indirektes Interesse haben."

„Sprechen Sie sich deutlicher aus, Alfred."

Alfred Tracy nahm einen an dem Tische stehenden

Stuhl ein, blieb aber mehrere Minuten lang stumm und nachdenklich. Endlich sagte er mit einigem Gefühle:

„Sie werden mein Zaudern entschuldigen, Mrs. Tracy, wenn Sie den Grund desselben erfahren. Die Natur des in meinen Besitz gelangten Geheimnisses, die Art, wie ich es erfahren habe, das gestern zwischen uns stattgehabte Gespräch vereinigen sich, um mich in Bezug auf das Verfahren, welches ich hier einschlagen muß, unschlüssig zu machen. Aber Sie wünschen, daß ich mich gerade und offen aussprechen soll, und ich gehorche Ihnen.“

„An einem stürmischen Tage zu Anfang des vergangenen Januar trat ich in das Wohnzimmer meines Bruders Owen, um mir einige Bogen Schreibpapier zu holen. Er schlief auf seinem Lehnstuhle mit auf dem Schreibpulte ruhendem Arme und auf seinen Armen liegendem Kopfe. Als ich mich dem Schreibpulte näherte, murmelte er undeutliche Worte in seinem Schlafe. Ich stand einige Sekunden lang unbeweglich da und erschrak, als ich ihn mehrmals wiederholen hörte: „Ich habe das Testament gefälscht — ich habe das Testament gefälscht!“ Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf meinen Geist, aber ich habe erst durch mein gestriges Abenteuer den Schlüssel dazu erlangt. Ich ging an einem alten, hölzernen Hause in Orange-Street vorüber, als ein junges Mädchen mich flehendlich bat, seine Mutter zu besuchen. Einem

plötzlichen Impulse der Theilnahme weichend, folgte ich dem Mädchen die Treppe hinauf und wurde in ein kleines, schlecht möblirtes, jedoch reinliches und nett geordnetes Zimmer geführt. Eine von Krankheit abgezehrte Frau mittleren Alters lag, nur von einer ihrer Nachbarinnen gepflegt, auf einem ärmlichen Bette. So schwach sie auch war, begann sie doch ein Gespräch mit mir. Sie sagte mir, daß ihr Familienname Martyn sei; daß ihr längst verstorbener Vater, William Martyn, der Vorsteher der alten Firma: Martyn und Tracy gewesen; daß sie durch sein Testament enterbt, und der größte Theil seines Vermögens seinem Kompagnon Owen Tracy vermacht worden sei; daß sie sich den Unwillen ihrer Verwandten durch die Verheirathung mit einem armen Manne, Namens Williams, zugezogen habe; daß in der letzten Zeit die Lage ihres Mannes immer schlimmer und schlimmer geworden sei, bis er sich zum Begehen eines Verbrechens habe hinreißen lassen; daß er sich jetzt in den Händen der Justiz befinde und ihre Familie in Gefahr des Hungertodes schwebe; daß sie sich in ihrer Noth, auf Grund ihrer Verwandtschaft mit William Martyn, an Owen Tracy um Beistand gewendet habe, daß ihr derselbe jedoch verweigert worden sei und daß die einzige Hoffnung, welche ihr und ihrer Familie noch bleibe, in der Mildthätigkeit von Fremden liege. Nachdem sie ihre Erzählung beendigt hatte, gab ich ihr eine kleine Geldsumme und versprach, sie wieder zu besuchen. Die

Frau ist keine Betrügerin, Mrs. Tracy, und ihre Aufschlüsse haben einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. So oft ich an das große Vermächtniß denke, welches mein Bruder Owen nach dem Tode seines Kompagnons Mr. Martyn erhielt, hallen die Worte: Ich habe das Testament gefälscht! in meinen Ohren wieder."

„Hat mein Mann," fragte Mrs. Tracy, „hat Mr. Tracy wirklich das Vermögen William Martyn's geerbt?"

„Ja. Er behielt das Geschäft von Martyn und Tracy, und erbte, in Folge testamentarischer Verfügung, sämmtliche Waarenvorräthe, Schiffe, Einrichtungen, kurz Alles, was der Firma gehört hatte. Hat er Ihnen das nie erzählt?"

„Nie."

„Die Sache läßt sich nicht bestreiten. Nun möchte ich wissen, ob Mr. Martyn wirklich seine unschuldige und hilflose Tochter enterbt hat, weil er einen unerklärlichen Widerwillen gegen sie hegte, oder weil er den Reichthum meines Bruders Owen zu verdoppeln wünschte? Habe ich nicht ein furchtbares Geheimniß entdeckt? Ich theile Ihnen meinen Argwohn mit, weil er meiner Ansicht nach beinahe bis zur Gewißheit steigt, und weil Sie ein tiefes Interesse dabei haben, die Folgen der furchtbaren Schuld Owen Tracy's zu mildern."

Mrs. Tracy hörte den jungen Mann mit einem ruhigen, unbewegten Ausdrucke des Gesichts an, welcher

weder ihre Ueberzeugung, noch ihre Empfindungen erkennen ließ. Nachdem er geschlossen hatte, blickte sie ihn fest an und fragte ernst:

„Sind das Ihre einzigen Beweggründe, Alfred?“

„Nein,“ rief Alfred Tracy heftig; „ich wünsche außerdem den Zustand Ihrer Gefühle gegen meinen Bruder und den geheimnißvollen Grund Ihrer Verbindung mit ihm zu erforschen. Sie sind weder kalt noch selbstsüchtig, noch leichtsinnig, was auch Ihre Verleumder behaupten mögen, und doch sind Ihr Charakter, Ihre Gefühle, Ihre Neigungen und Beschäftigungen denen Owen's so entgegengesetzt, daß ich Ihre Heirath nicht zu erklären vermag. Von Einem bin ich jedoch fest überzeugt, und das ist, daß Sie ihn unmöglich lieben können.“

Mrs. Tracy brach in Thränen aus.

„Verzeihen Sie mir, meine Schwester,“ sagte Alfred Tracy vor ihr niederknieend; „meine Sympathie für Sie hat mich zu einer Indiskretion verlockt, welche ich tief bereue.“

„Stehen Sie auf, Alfred,“ antwortete die Dame mit wiederkehrender Fassung; „Sie haben meine Gebote übertreten und Ihre Versprechungen gebrochen.“

„Verzeihen Sie mir,“ wiederholte der junge Mann bußfertig.

„Sie geben sich einem sehr unpassenden Benehmen hin — unter dem Vorwande der Freundschaft gegen mich, sprechen Sie fortwährend Bemerkungen

und Fragen aus, die mir unangenehm und selbst für mich beleidigend sind."

„Es ist nur meine übereilte, unbedachte Redeweise. Sie können nicht glauben, daß ich Ihre Gefühle zu verwunden beabsichtige."

„Das thue ich auch nicht, Alfred."

„Und werden Sie mir verzeihen?"

„Welche Bürgschaft habe ich dafür, daß Sie das Vergehen nicht wiederholen werden, wenn ich auch wirklich diese Uebertretung Ihres heiligen Versprechens übersehen würde."

„Können Sie mir nicht vertrauen?"

„Sie wünschen meine Verzeihung," sagte Mrs. Tracy ausweichend, „und ich gewähre sie Ihnen gern; aber verlassen Sie sich nicht auf meine Nachsicht. Wenn Ihnen meine Freundschaft etwas werth ist —"

„Gewiß, gewiß!" murmelte Alfred Tracy.

„So werden Sie in Zukunft vorsichtiger sein."

„In wenigen Tagen," sagte der junge Mann mit wehmüthigem Tone, „werde ich aufgehört haben, Ihr Haus zu bewohnen; aber ich kann der Hoffnung nicht entsagen, von Ihnen in freundlicher Erinnerung behalten zu werden."

„Es wird Ihre eigne Schuld sein, wenn unser Umgang auf unangenehme Weise endigt — denn ich hege nur die freundlichsten Gefühle gegen Sie."

Das Gespräch gerieth ins Stocken. Beide blieben eine ziemliche Zeit hindurch stumm und nachdenklich.

Endlich bemerkte Mrs. Tracy mit entschiedenem Tone:

„Von welchem Grunde auch Mr. Tracy bewogen worden sein mag, der Mrs. Williams seine Hilfe zu versagen, so kann ich doch ihre Ansprüche und ihre große Noth nicht unberücksichtigt lassen.“

„Ihre Noth ist allerdings eine sehr große — aber was beabsichtigen Sie zu thun?“

„Sie selbst zu besuchen.“

Alfred Tracy's Gesicht heiterte sich auf, als er dies vernahm und er rief eifrig:

„Wollen Sie das thun, Mrs. Tracy? Sie sind wahrhaft großmüthig.“

„Es ist meine Pflicht, für die Bedürfnisse jener schutzlosen Familie zu sorgen,“ sagte die Dame, „dabei aber doch meinem Manne keinen Grund zu Vorwürfen zu geben, und wenn Ihre Vermuthungen begründet sein sollten, so werde ich die Pflicht im Geheimen erfüllen, um seine Gefühle zu schonen. Geben Sie mir die Adresse, Alfred.“

„Das kann ich jetzt nicht,“ antwortete der junge Mann, „das Haus befindet sich in Orange-Street; ich will nach der Nummer sehen oder, wenn es Ihnen genehm ist, Sie selbst dorthin begleiten, wenn Sie bereit sind, sich zu der armen Frau zu begeben.“

„Noch heute — nach Tische.“

„Ich werde von Mittag an bis gegen Abend beschäftigt sein, Mrs. Tracy; aber der Abend wird köst-

lich warm und heiter und die Zeit für Ihr Vorhaben ganz passend sein."

„Auf heute Abend also, Alfred."

Ein Diener öffnete die Thür und übergab der Mrs. Tracy eine Visitenkarte.

„Mrs. Willoughby," sagte Mrs. Tracy, auf die Karte blickend.

Hierauf wendete sie sich zu Alfred Tracy und bemerkte:

„Mrs. Willoughby wartet mit ihrem Wagen auf uns."

Eine Viertelstunde darauf traten Mrs. Willoughby und Mrs. Tracy, in Begleitung Frederik Willoughby's und Alfred Tracy's, in das Atelier Vanderlyn's in der Rotunda. Der Maler war an seiner Staffelei beschäftigt, und die Gesellschaft schritt, ohne einen Versuch zu machen, ihn in seinen Arbeiten zu unterbrechen, nach der Bildergalerie hinter dem Atelier des Künstlers weiter. Die kreisförmig angelegte Galerie enthielt auf ihren Wänden eine schöne Sammlung von Gemälden, welche einige seltene und werthvolle Werke der alten Meister und die bedeutendsten Bilder Vanderlyn's selbst.

Mrs. Willoughby und ihre Freunde sprachen über die Vorzüge eines schönen Gemäldes, Marius auf den Trümmern von Karthago darstellend, als eine Gesellschaft von Besuchern, unter welcher sich Doktor

Everard, seine Tochter Helene und Wilfred Montressor befanden, in den Salon trat.

„Dort ist ein schönes Mädchen,“ sagte Mrs. Willoughby leise zu ihrem Sohne; „sie bezaubert offenbar unsern Freund Montressor. Kennst Du sie, Frederik?“

Frederik Willoughby wendete sich nach der herannahenden Gruppe um, und eine Röthe angenehmer Ueberraschung breitete sich über seine hübschen Züge, als er das Mädchen erblickte.

„Es ist Helene Everard, liebe Mutter,“ antwortete der junge Mann, „und der ernsthafte, würdevolle Herr zu ihrer Linken ist ihr Vater, Doktor Everard. Habe ich Dir nicht von dem angenehmen Abende erzählt, den ich vergangene Woche in seinem Hause verlebt habe, und von meiner Schachpartie mit Miß Everard?“

„Nimm Dich in Acht, Frederik,“ sagte Mrs. Willoughby lächelnd; „das Schach ist einem jungen, schönen Mädchen gegenüber ein gefährliches Spiel.“

Diese etwas lauter gesprochene Bemerkung drang zu den Ohren der Mrs. Tracy.

„Die Warnung ist unnöthig,“ sagte Mrs. Tracy, indem sie näher trat; „der Hochstrebende spielt furchtlos am Rande des Abgrunds.“

Als Mrs. Tracy diese Worte aussprach, begegneten ihre Augen dem strengen, unverwandten Blicke Wilfred Montressor's.

Die Gruppen der Besucher mischten sich unter einander und Diejenigen, welche sich kannten, tauschten Begrüßungen aus.

Mitten in der aus dieser Veranlassung entspringenden, kurzen Verwirrung flüsterte Alfred Tracy seiner Schwägerin zu:

„Ein Owen ertheiltes Versprechen, mit ihm zusammen zu treffen, zwingt mich, Sie dem hinlänglichen Schutze der Mrs. Willoughby zu überlassen. Vergessen Sie nicht Ihre Zusage für heute Abend."

Wilfred Montressor stand, kaum einen Fuß von Alfred Tracy, an eine von den Säulen, welche das Dach des großen Salons stützten, gelehnt.

Der Reisende vernahm das bedeutsame Flüstern des jungen Mannes.

Siebentes Kapitel.

Das Experiment. — Das Gewissen.

Die Schatten der Gebäude breiteten sich quer über den Broadway und stiegen Ziegel vor Ziegel an den Wänden der Häuser und Laden auf der östlichen Seite der Straße empor.

Frederik Willoughby trat nachläßig in das Lese-zimmer des American-Hotel und näherte sich einem jungen Manne, welcher dort in den Zeitungen blätterte.

„Das nenne ich Glück, Alfred," rief er; „ich suche Sie schon seit einiger Zeit."

„Ah, Willoughby," antwortete Tracy, indem er die eine Hand gegen ihn ausstreckte, während er mit der andern fortfuhr in den Zeitungen zu blättern. „Haben Sie nur einen Augenblick Geduld, ich werde Ihnen sogleich zu Diensten stehen; ich will nur nach

dem Tage der Ankunft eines Schiffes in unserm Hafen sehen. Hier ist es — den sechzehnten Mai."

Der junge Mann nahm sich in einem kleinen Marroquintaschenbuche eine Notiz von dem Datum, steckte es darauf wieder in die Tasche und sagte, zu Willoughby gewendet, mit munterer Miene:

„Jetzt bin ich der Ihre, Frederik."

„Nehmen Sie meinen Arm," sagte Frederik Willoughby; „ich will Ihnen sagen, wohin es gehen soll, während wir den Broadway hinauf wandern."

„Nach dem Klubhause, Frederik?" fragte Alfred Tracy, als die Beiden auf das breite Troittoir hinauskamen.

„Nein, Alfred; ich bin in dem Vorsatze, zu welchen ich nach der Patsche mit jenen Schwindlern gekommen war, keinen Augenblick schwankend geworden. Ich werde nie wieder ein öffentliches Spielhaus besuchen, und ich rathe Ihnen zu einem gleichen Vorsatze."

„Ich sehe keine Nothwendigkeit dafür," antwortete Tracy spöttisch; „ich kann mich schon selbst in Acht nehmen."

„Nun, wie Sie wollen; das hat nichts mit unserm gegenwärtigen Geschäfte zu thun."

„Geschäfte! — ich bin heute Nachmittag mit Geschäften geplagt worden, bis ich nahe daran war, mein Diner einzubüßen, und ich habe dabei ein paar Mal den herzlichen Wunsch gemurmelt, daß der Teufel

in den Geschäftsagenten der Welt verwandelt werden möge. Geschäfte! Das Wort ist mir verhaßt."

„Ich wende es in seiner angenehmsten Bedeutung an, Alfred," sagte der junge Mann lachend.

„Nun, so fahren Sie fort. Aber vorher eine einzige Frage: Wollen Sie künftigen Donnerstag mit mir speisen?"

„Künftigen Donnerstag — ja!"

„Um vier Uhr im City Hotel."

„Mit Vergnügen, Tracy."

„Das Eintreten unvorhergesehener Ereignisse hat mich gezwungen, meine frühere Einladung zu verschieben, wie ich Ihnen in meinem Billet von heute Morgen angezeigt habe. Und nun zu Ihrem Geschäfte."

„Sie erinnern sich wohl noch an das, was Sie mir neulichst von einem zwischen Ihnen und Mrs. Owen Tracy stattgehabten Gespräche über animalischen Magnetismus mitgetheilt haben."

„Vollkommen."

„Der allgemeine Gang des Gesprächs und Ihre damaligen Bemerkungen brachten mich auf den Gedanken, daß Sie mit Vergnügen eine günstige Gelegenheit benutzen würden, um einer Reihe von Experimenten in der Wissenschaft des Mesmerismus beizuwohnen."

„Sie haben recht, Willoughby; ich wünsche nicht nur die Experimente zu sehen, sondern auch die

Ueberzeugung von der Wahrheit der Wissenschaft zu erlangen."

„Warum? Haben Sie Ihre Aufmerksamkeit den Irrgängen der Philosophie zugewendet?"

„Mein Studium der Philosophie beschränkt sich nur auf diejenigen Theile derselben, welche in den Geschäften des Lebens zur praktischen Anwendung gebracht werden können."

„Durch Sie selbst oder durch Andere."

„Hauptsächlich durch mich selbst."

„Und von welchem besondern Nutzen würde die Wissenschaft des Mesmerismus für Sie sein, selbst wenn sie vollkommen erwiesen werden sollte?"

„Ich würde ein Adept darin werden."

„Und mit ein paar empfänglichen Subjekten, an denen Sie die Experimente vornehmen können, durch das Land reisen und populäre Vorlesungen darüber zu einem Schilling per Kopf halten?"

„Gott bewahre!"

„Zu welchem Zwecke würden Sie dann Ihr Wissen anwenden wollen?"

„Zu Eroberungen bei dem schönen Geschlechte," antwortete Tracy kaltblütig. „Die Frauen sind mit starken Gefühlen und leicht erregbaren Nerven begabt. Die Wahrheit des animalischen Magnetismus liefert sie kalten, berechnenden, entschlossenen Männern, die in ihren tiefen Geheimnissen erfahren sind, auf Gnade und Ungnade in die Hände."

„Würden Sie wirklich so staunenerregende Kräfte zu so niedrigen Zwecken anwenden?“ fragte Frederik Willoughby mit einiger Wärme.

„In der Liebe, wie in der Politik ist Alles erlaubt,“ antwortete Alfred Tracy.

„Das ist eine abscheuliche Ansicht, Alfred; aber ich will mich wegen Ihrer Lehren nicht eher mit Ihnen zanken, als bis Sie dieselben praktisch zur Ausführung bringen.“

Tracy lachte herzlich und wendete sich mit einem Blicke neckischen Spottes zu seinem Begleiter.

„Sie fangen an, skrupulös zu werden, Willoughby; vor acht Tagen erregte mein Geschwätz bei Ihnen noch keinen Anstoß.“

„Vor acht Tagen war ich noch ein Knabe,“ sagte Frederik Willoughby nachdenklich. Hierauf hielt er einen Augenblick inne und fügte sodann hinzu:

„Aber ich schweife sehr von der Erklärung, die ich Ihnen versprochen hatte, ab. Doktor Everard, ein geschickter Arzt, der in der Nähe der Universität wohnt, hat jetzt eine Dame von nervösem Temperamente, welche an einer Art von chronischer Hysterie leidet, unter seiner ärztlichen Behandlung. Der Doktor hat bei ihrer Behandlung seine Zuflucht zu dem heilsamen Einflusse des animalischen Magnetismus genommen und, wie es scheint, mit gutem Erfolge. Mr. Montressor hat bereits einige von den Experimenten Doktor Everard's mit dieser Patientin gesehen und er versichert mir, daß die Phänomene,

welche von den Manipulationen des Doktors hervorgebracht zu werden scheinen, wahrhaft staunenerregend sind. Heute Nachmittag werden die Experimente in der Wohnung der Dame wiederholt werden, und Mr. Montressor ist von Doktor Everard ermächtigt worden, dabei zugegen zu sein und ein paar Freunde mitzubringen. Wird es Ihnen angenehm sein, mich zu der Kranken zu begleiten?"

„Gewiß," antwortete Tracy, mit einem Blicke auf seine Uhr.

„Wie spät ist es, Tracy?"

„Fünf Uhr."

„Mr. Montressor wird in zehn Minuten in dem New-York Lyceum mit uns zusammentreffen."

„Wie viel Zeit wird zu den Experimenten nöthig sein? Ich habe heute Abend mit einer andern Person eine Zusammenkunft verabredet."

„Wahrscheinlich eine Stunde."

„Sind Sie mit der Dame, welche Doktor Everard behandelt, bekannt?"

„Nein. Aber Mr. Montressor hat mir gesagt, daß sie jung, hübsch und intelligent sei. Er wird uns nach ihrer Wohnung begleiten."

„Nun, wir werden selbst sehen."

Die jungen Männer begannen schneller zu gehen und nur noch in abgerissenen Sätzen mit einander zu sprechen. Nach wenigen Minuten gelangten sie an den Eingang eines Gebäudes hinter dem Stadthause, welches theilweise von den Räumlichkeiten des New-York

Lyceum ausgefüllt wurde. Wilfred Montressor erwartete sie bereits.

Als Montressor und seine Begleiter um die Ecke von Prince-Street bogen, redete Frederik Willoughby den jungen Tracy an.

„Apropos, Alfred; mir fällt so eben etwas ein. Wo sind Sie in der Nacht des vergangenen Freitag gewesen?“

„In der Nacht des vergangenen Freitag!“ sagte Tracy nachdenklich und mit etwas bleich werdenden Wangen.

„In der Nacht des vergangenen Freitag — vor einer Woche — in der Nacht, wo die Gesellschaft bei meiner Mutter war.“

„Wo ich da war? — haben Sie mich nicht gesehen?“

„Ja, ich unterhielt mich mit Ihnen zu Anfang des Abends; nachdem ich aber einen Walzer mit Miß Leman getanzt hatte, suchte ich Sie überall vergebens.“

„Ich weiß es nicht mehr. Vielleicht hatte ich irgendwo eine Bestellung.“

„Es war nach Mitternacht zwischen zwölf und ein Uhr, wo ich Sie vermißte.“

„Ich weiß es nicht mehr,“ stammelte Tracy verwirrt.

Die Seele des jungen Mannes zuckte vor dem forschenden Blicke Wilfred Montressor's krampfhaft zusammen.

„Ihre Abwesenheit war mir sehr ärgerlich, denn ich hatte Ihnen etwas ganz Besonderes zu sagen. Aber es thut nichts, ich gebiete meiner Neugier Schweigen, da Sie doch nicht geneigt sind, sie zu befriedigen.“

Montressor blieb vor der Wohnung Karoline Percy's stehen, stieg zum großen Erstaunen Frederik Willoughby's die Stufen der Freitreppe hinauf und klingelte. Seine Ueberraschung vermehrte sich noch um ein Bedeutendes, als er in das Gemach, welches er vor wenigen Stunden verlassen hatte, geführt, Miß Percy in einem Morgenkleide auf einem Sopha liegen und Doktor Everard, sorgfältig ihren Puls untersuchend, neben ihr sitzen sah.

Miß Percy blickte nach der Thür. Ihr Gesicht veränderte sich merklich, als sie die erstaunte, verwunderte Miene ihres Morgenbesuchers wahrnahm.

Sie versuchte aufzustehen, aber Doktor Everard legte seine Hand auf ihre Schulter und hielt sie sanft zurück.

„Setzen Sie sich, meine Herren,“ sagte Doktor Everard mit ernster Würde. „Miß Percy muß in Ruhe erhalten werden. Die Aufregung ihres Pulses ist bereits sehr groß. Ja,“ fügte der Doktor, seinen Finger wieder an das Handgelenk seiner Patientin legend, hinzu, „die Pulsschläge sind seit einer Minute um ein Bedeutendes beschleunigt. Beruhigen Sie sich, meine liebe Miß Percy.“

„Sie erinnern sich wohl Mr. Montressor's?“

fuhr Doktor Everard nach einer kurzen Pause fort; „die Herren, welche ihn begleiten, sind Mr. Tracy und Mr. Willoughby. Seien Sie unbesorgt; sie sind Freunde von mir, welchen ich mit Ihrer Einwilligung Zulaß bei Ihnen gewährt habe. Ist es nicht so, Miß Percy?"

„Allerdings, Doktor."

„Sie sind von dem löblichen Wunsche beseelt, die Kundgebung, so zu sagen: die allmälige Entwickelung des innern geistigen Lebens, auf welche die Wissenschaft des animalischen Magnetismus hinzielt, zu erblicken. Was der Dampf in der Körperwelt, das ist die magnetische Kraft in der geistigen, so weit man eine Vergleichung zwischen physischen und moralischen Kräften anstellen kann. Der Dampf vernichtet die Entfernung zwischen Gegenständen der Natur beinahe gänzlich, und der magnetische Einfluß thut zwischen geistigen Existenzen das Gleiche. Der unwiderstehlich dahinbrausende Dampfwagen scheint das passendste Gegenbild eines mächtigen, Alles beherrschenden Willens zu sein."

Der Doktor hatte sich während dieser Bemerkungen von seinem Stuhle erhoben und schritt langsam mit auf seiner Brust gekreuzten Armen durch das Zimmer. Endlich näherte sich Doktor Everard der Miß Percy und setzte sich vor ihr nieder.

Wie bei dem früheren Anlasse, wo Wilfred Montressor allein zugegen gewesen war, wurden jetzt die

gewöhnlichen Manipulationen zur Herbeiführung eines magnetischen Schlafes vorgenommen. Der concentrirte Wille, der stetige, langanhaltende Blick, die magnetischen Striche, derselbe Zustand des Körpersystems, nachdem es der magnetischen Kraft gewichen war; Langsamkeit des Pulses, Starrheit der Muskeln, Unempfindlichkeit gegen Schmerz, und Kälte der Extremitäten, dieselben oder gleichartige Experimente, um die Einheit der Gedanken, Wünsche und Gefühle und die wunderbaren Sympathien zwischen der magnetisirten Person und dem Magnetisirenden darzulegen.

Frederik Willoughby und Alfred Tracy betrachteten die verschiedenartigen Experimente Doktor Everard's mit dem tiefsten Interesse.

„Doktor!" sagte Wilfred Montressor mit ernstem Tone, nachdem die Experimente beinahe eine Stunde gedauert hatten.

Doktor Everard wendete sich ihm zu und neigte zum Zeichen, daß er ihn anhöre, ein wenig den Kopf.

„Miß Percy's Augen sind verbunden, und sie ist in diesem Momente vollkommen ruhig. Wollen Sie nicht den Kreis Ihrer Experimente ein wenig erweitern, und die Macht des sympathetischen Hellsehens durch die Vermittelung des Gedankens oder Willens einer dritten Person prüfen."

„Ich will es versuchen, Mr. Montressor," antwortete der Doktor. „Einer von Ihnen möge vortreten."

Die Herren flüsterten leise mit einander und nach

kurzem Zaudern trat Alfred Tracy an Doktor Everard's Seite.

Der Doktor nahm die linke Hand Miß Percy's in eine von den seinen und die linke Hand Alfred Tracy's in die andere. Hierauf fragte er mäßig laut:

„Miß Percy, hören Sie mich?“

„Ja, Doktor.“

„Sehen Sie den Herrn, dessen Hand ich in der meinen halte?“

„Ja, Doktor.“

„Sind Sie bereit, sich mit ihm in Verbindung setzen zu lassen? und mit ihm zu gehen, wohin er geht?“

„Wenn Sie es wünschen, Doktor.“

Doktor Everard legte die Hand der Miß Percy in die Alfred Tracy's und drückte die beiden sanft zusammen.

Hierauf trat er um einige Schritte zurück und sagte ernst:

„Durch eine kräftige Anstrengung meines Willens, Mr. Tracy, ist der Einfluß, welchen ich auf die Gedanken und Handlungen der Schlafenden besitze, an Sie übertragen. Sie vertreten meine Stelle. Im Verhältniß zu der Stärke Ihres Willens, im Verhältniß zu der Lebhaftigkeit Ihrer Ideen wird auch der Grad Ihres Gehorsams und die Stärke Ihrer Eindrücke groß sein. Sprechen Sie sanft zu ihr und überreden Sie sie, mit Ihnen nach irgend einer Lokalität zu reisen, welche Ihrer Erinnerung und Phantasie stark eingeprägt ist. Je lebhafter und wirklicher das

Bild in Ihrem Geiste dasteht, desto genauer wird sie es abzeichnen. Befehlen Sie ihr, es hörbar zu beschreiben."

„Miß Percy," sagte der junge Mann.

„Ich höre Sie, Mr. Tracy," murmelte die Schlafende in leisen Tönen.

„Ich wünsche, daß Sie mit mir heimgehen und mir sagen mögen, was Sie sehen."

„Ja, Sir."

„Erinnern Sie sich meiner Bemerkung," sagt Doktor Everard zu dem jungen Manne. „Lassen Sie Ihrer Erinnerung und Ihrer Phantasie freies Spiel."

„Was sehen Sie, Miß Percy?" fragte Alfred Tracy.

Die Schlafende warf ihren Kopf mehrere Minuten lang unruhig hin und her und murmelte undeutlich einige unzusammenhängende Wörter und Sätze. Endlich verschwand jedoch die Unruhe und sie sprach in einem leisen, eintönigen Flüstern:

„Ich sehe — ich sehe eine sehr große Halle — eine sehr große Halle, mit einer Lampe von seltsamer Form. Aber — aber, wie dunkel sie mir vorkommt. Ich sehe — ich sehe Etwas oder Jemand leise die Treppe hinaufschleichen — leise hinaufschleichen. Ich sehe die Thür eines Zimmers sehr langsam aufgehen — sehr langsam — sehr langsam, und einen Mann — einen ganz jungen Mann in das Zimmer treten. Ich sehe es — ich sehe es. Auf dem Kaminsims steht eine kleine Nachtlampe — im Zimmer sind ein Toilettenschrank und ein Spiegel, dann ein offenes Fenster, dann ein großer Lehnstuhl und Bett

— ein Bett mit schönen Vorhängen. O, welche schönen Farben. Ich sehe den Mann — den jungen Mann — auf den Zehen gehen, sich auf den Zehen erheben und sehr leise und langsam auf das Bett zuschleichen. Ich sehe ein Weib in Nachtkleidern auf dem Bette liegen; sie schrickt von ihrem Kissen auf — sie sieht sich furchtsam um, sie öffnet den Mund, als ob sie vor Schrecken schrie — als ob sie schriee. Der Mann, der junge Mann erfaßt sie an der Kehle und hält sie auf das Bett nieder, hält sie fest — sehr — sehr — sehr fest — das Blut — das rothe Blut strömt aus ihrem Munde.“

In dem eintönigen Flüstern der Schlafenden war nicht die geringste Abwechselung zu bemerken. Montressor, Willoughby und Doktor Everard hörten der seltsamen Erzählung bewegungslos und schweigend zu.

Die Wirkung auf Alfred Tracy war eine überraschende. Nach den ersten Worten der Miß Percy bebten seine Lippen und zitterten seine Hände merklich. Als sie weiter sprach, nahm seine Aufregung immer mehr und mehr zu. Er machte eine gewaltsame Anstrengung, um das Zittern seiner Glieder zu unterdrücken und das convulsivische Klopfen seines Herzens zu beruhigen; — aber die letzte Anspielung auf das Hervorsprudeln von rothem Blute aus dem Munde einer Erwürgten überwältigte ihn völlig. Er stieß die Hand der Schlafenden heftig von sich, schlug sich mit beiden Händen gegen die Stirn, stieß einen Ruf des Schreckens aus und schwankte hin und her, wie ein Trunkener. Frederik Willoughby fing ihn in seinen

Armen auf und legte ihn auf ein Sopha. Er lag mehrere Minuten da, während ihm der Schaum aus dem Munde drang und er wie ein Wahnsinniger mit den Zähnen knirschte. Die Schlafende blieb unbeweglich und sprach nicht weiter.

Während Doktor Everard einen beruhigenden Trank für Alfred Tracy bereitete, wich der Paroxismus plötzlich von ihm. Er öffnete seine Augen und rief mit einem leisen Schauder:

„Mein Gott, welch' ein furchtbarer Traum!"

„Was fehlt Ihnen, Tracy?" fragte Willoughby.

„Nichts, Frederik; nur einer von meinen Nervenanfällen."

„Herrscht zwischen den Worten der Schläferin und diesem heftigen Anfalle irgend eine Verbindung?"

„Fragen Sie mich nicht," antwortete der junge Mann, „es vergeht; ich werde bald wieder vollkommen bei Kräften sein."

„Sind Sie solchen Paroxysmen häufig unterworfen?"

„Ich habe sie sehr oft," murmelte Alfred Tracy, indem er wieder in Bewußtlosigkeit versank.

Den Lippen Wilfred Montressor's entschlüpfte kein Ausruf, keine Frage, kein Wort der Bemerkung über die Scene, deren Zeuge er so eben gewesen war.

Die Erweckung der Miß Percy wurde unverzüglich durch die Manipulationen Doktor Everard's bewirkt.

Achtes Kapitel.

Montressor und Hamet.

Es war Abend.

Wilfred Montressor saß in dem Zimmer, welches durch die Gegenwart, durch den Tod Zora's geweiht worden war.

Hamet trat, einen Brief in der Hand haltend, herein.

Der Fünfunddreißigjährige nahm den Brief, öffnete ihn und las seinen Inhalt.

„Es ist gut, Hamet," sagte Montressor, den Brief zusammenfaltend und ihn neben sich auf den Tisch legend.

Der Knabe verbeugte sich und trat zurück. Ehe er jedoch die Thür erreicht hatte, rief Montressor:

„Hamet."

Er näherte sich dem Reisenden von Neuem und erwartete mit über der Brust gekreuzten Armen schweigend dessen Befehle.

„Du hast durch Deinen Eifer, Deinen Verstand und Deine Thätigkeit Wunder bewirkt, Hamet. Von den Aufträgen, deren Erfüllung Dir anvertraut wurde, ist keiner mißglückt — keiner. Am Mittag wie um Mitternacht hast Du meinen Befehlen mit gleicher Bereitwilligkeit gehorcht. Du hast die größten Hindernisse überwunden, Du hast Dich furchtlos der Gefahr ausgesetzt, Du hast die Müdigkeit des Geistes und Körpers unbeachtet gelassen, welche der anhaltenden Arbeit entspringt, und selbst bei Männern den Muth ertödtet und die Fähigkeit zum Handeln schwächt. Deine Belohnung ist nahe. Ich habe den Mörder Zora's entdeckt."

Hamet schrak zusammen, schlug seine Hände heftig in einander und rief:

„Den Mörder der Fürstin Zora, meiner Herrin?“

„Ja, Hamet.“

Die Augen des Knaben sprühten Feuer.

„Er möge den Tod eines Hundes sterben.“

Hamets Worte veranlaßten eine neue Gedankenfolge im Geiste Wilfred Montressor’s.

Mitten in seinen Betrachtungen wendete er sich zu dem aufgeregten Knaben.

„Verlaß mich, Hamet, ich werde Dir meine Entscheidung später mittheilen.“

Der Fünfunddreißigjährige gab sich seinen Betrachtungen hin.

„Blut um Blut, das ist das Gesetz der Gerechtigkeit.“

„Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden. Es ist das Gesetz Gottes und in seinem heiligen Worte, sowohl wie im Herzen der Menschen geschrieben.“

„Das Blut — das unschuldige Blut Zora’s ist vergossen worden; sie hat ihr Leben durch Gewalt verloren, und ihr Mörder wandelt, ohne des Unwillens Gottes zu achten, noch in den Straßen der Stadt.“

„Alfred Tracy ist ihr Mörder.“

„Die Schlaffheit seiner Grundsätze, die Immoralität seines täglichen Lebens rechtfertigen die Annahme, daß er der schmählichsten Verbrechen fähig ist. Er ist zwei Stunden lang von der Gesellschaft bei Mrs. Willoughby entfernt gewesen — er hat sich während seiner Abwesenheit an keinem seiner gewöhnlichen Besuchsorte befunden — er ist den Fragen seiner vertrautesten Genossen ausgewichen — und dann die Scene bei Karoline Percy.“

„Bleiche Wangen und starre Augen, durchkrampfte

Muskeln — peinliche Ausrufe — welches Zeugniß von den Lippen menschlicher Zeugen kann überführender sein, als so furchtbare Beweise, die Geständnisse einer von der Erinnerung an eine verdammende Schuld gequälten und gefolterten Seele."

„Alfred Tracy ist der Verbrecher."

„Der Mord kann in diesem, wie in vielen andern Fällen nicht legal erwiesen — nicht legal bestraft werden. Die vielen Fuchslöcher des Gesetzes sind weit genug, um Hunderte von Mördern entrinnen zu lassen."

„Die Aufgabe ist die meine. Ich muß zum Bluträcher werden."

„Zora's Schicksal war ein trauriges — ein entsetzliches und doch fehlt es ihm nicht an einem traurigen Troste — der Tod hat den Sieg über die Unehre davon getragen! Die Unehre!"

„Von den gebrochenen Versprechungen des Mädchens zu den gebrochenen Gelübden der Gattin — von der Lüge zum Verbrechen ist es nur ein Schritt."

„Jenes Weib! ich habe es geliebt!"

„Zora, Zora! der Deine war der herrliche Geist, der in der vergangenen Nacht zu mir kam und mir von Liebe und Hoffnung zuflüsterte. Der Deine, nicht der ihre. Meine Seele war von Exstase erfüllt. Ich erwachte und weinte darüber, daß es nur ein Traum war."

Montressor stand auf und ging hastig im Zimmer auf und ab.

„Ja, ich muß den Tod Zora's rächen — aber wie?"

Ende des dritten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.